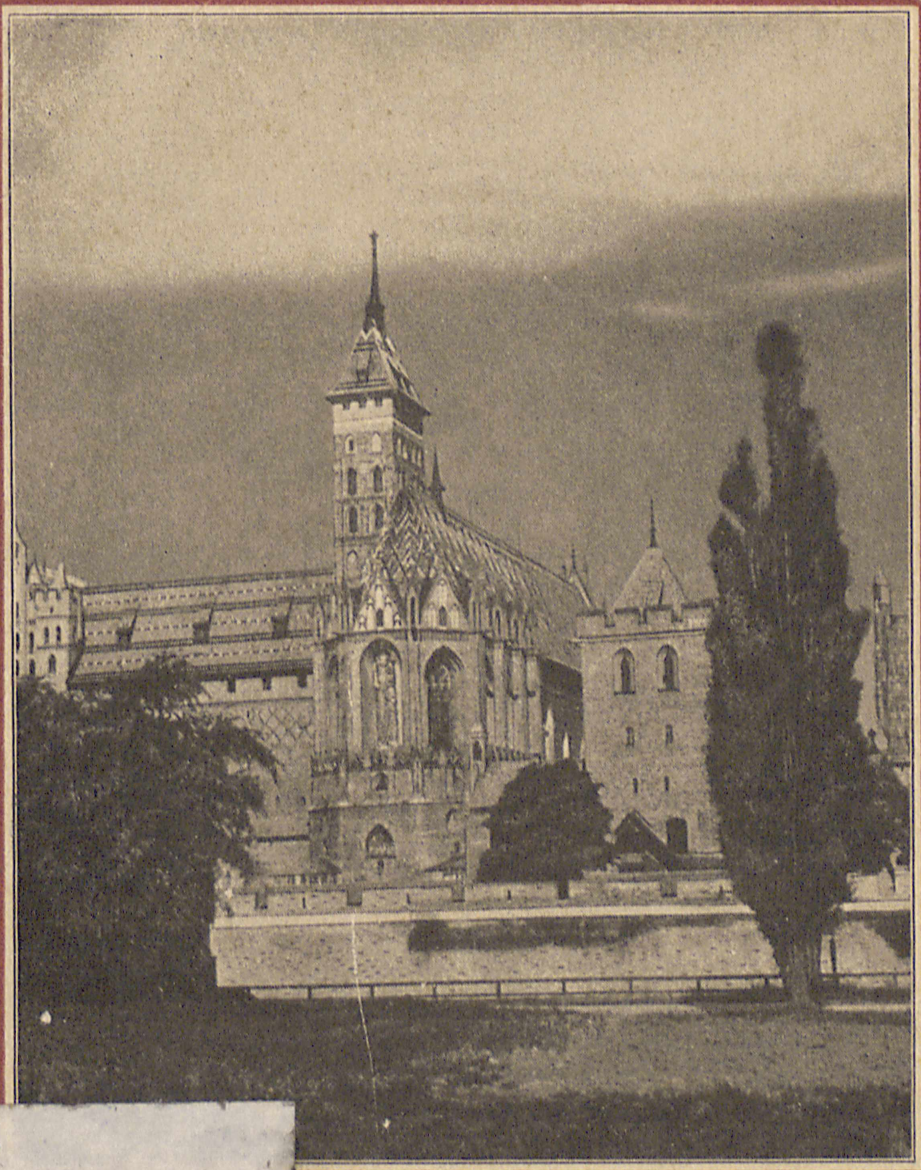
Die Marienburg



30119

von Joseph von Eichendorff

DER EISERNE HAMMER

Bisher im Eisernen Hammer:

Das Freiburger Münster
48 Bilder. Text von Werner Körte *

Kleine Stadt
48 Bilder. Text von Karl Kaltwasser *

Die Deutsche Stadt Danzig
47 Bilder mit einführendem Text. *

Helgoland
47 erlesene Aufnahmen. Kurzer Text *

Deutsche Binnenseen
47 erlesene Aufnahmen. Kurzer Text. *

Schnee und Eis
31 Naturaufnahmen. †

Am Wege
Klein. Wander-Lehrbüchlein. 47 Bilder *

Ostpreußen in Schönen Bildern
46 Bildseiten, 1 Karte und kurzer Text. *

Die Lüneburger Heide
47 Naturaufnahmen. Kurzer Text. *

Deutsche Meeresküsten
47 Aufnahmen. Kurzer Text. *

Deutsche Alpen
47 Aufnahmen. Kurzer Text. *

Deutsche Ströme
Rhein / Donau / Elbe / Weser / Oder / Weichsel. *

Deutscher Wald
in Schönen Bildern. *

Der Baum
im Bilde der Landschaft. 47 Aufnahmen *

Wolken
über Land und Meer. 47 Aufnahmen. *

In den Bergen. Auf dem Wasser
47 Aufnahmen sportlichen Lebens. *

Blühende Welt
Landschaftsbilder in 47 Aufnahmen. *

Der Gottessegen
47 Ernte-Bilder u. Eingangsgedicht. *

Der Stephansdom in Wien
47 Bilder mit einführendem Text. *

Das Kleinod
45 Bilder vom Straßburger Münster. Text von Adolf Heckel. *

Kirchenräume des Deutschen Dorfes
47 Bildseiten. Kurzer Text. *

Die Marienburg
32 Bilder. 30 S. Text von Eichendorff. *

Die Wies
Ein Meisterwerk des Deutschen Rokoko. 37 Bilder und 10 Textseiten. *

Drei Kaiserdome
Mainz / Worms / Speyer. 45 Bilder von Paul Wolff. 3 Texte von Wilh. Pinder. *

Der Bamberger Dom
Text von Wilhelm Pinder. 45 Bilder. *

Das Ulmer Münster
in 32 Bildern. Kurzer Text. †

Der Kölner Dom
Text von Wilhelm Pinder. 32 Bilder. †

Drei Tausendjähr. Städte
Rothenburg / Dinkelsbühl / Nördlingen 45 Bilder und 3 kurze Texte. *

Beschwingtes Leben
an Strom und Meer. 47 Aufn. u. Text von H. Grenzemann *

Schmiedeeisen
47 Bilder. Text von Franz Nabl *

Das Eiserne Kreuz
Die Zeit der Befreiungskriege. Bilder. Bildnisse. Gedanken. *

Ina Seidel

Luise, Königin von Preußen
Mit 7 farb. und 9 einfarb. Bildern. †

Friedrich der Große
23 Seiten Text und 24 Bildnisse. †

Schiller
Leben. Gedanken. Bildnisse. †

Goethe
Leben. Gedanken. Bildnisse. *

Joh. Seb. Bach
Einführung i. sein Leben u. seine Musik. †

Michael Pacher's Altar von St. Wolfgang
Mit 31, meist farbigen Bildern. *

Ein Deutscher Altar des Tilman Riemenschneider
Bilder d. Creglinger Altars und Text. †

Caspar David Friedrich
Mit 30, meist farbigen Bildern. *

Meister Albrecht Dürer
30 meist farbige Bilder. Kurzer Text. *

Rembrandt
Meisterbildnisse. 46 Bilder. 2 S. Text. *

Karl Spitzweg
Dreißig Gemälde. Meist farbig. *

Hans Thoma
32 Bilder, darunter 14 farbig. *

Das Büchlein Tausendschön
31 Meisterwerke Deutscher Maler des 19. Jahrhunderts. †

Kinder in Tracht
47 auserlesene Bilder. *

Das Deutsche Kind
44 Aufnahmen. Text von H. Lhotzky. *

Mariechen
47 Bilder aus einem Kinderleben. *

Das Puppenhaus
16 farb. und 16 einfarbige Bildseiten. *

«Zur Goldenen Sonne»
Haus- und Zunftschilder mit Sprüchen. †

Kleine Grüne Welt
Häusl. Pflanzenpflege. Text u. Bilder. *

Frauenlob
Frauenbildn., Blumengem., Gedanken. *

Haushalten
„Von der Beseelung häusl. Arbeit" *

Wie wohnen?
Einrichtung kleiner Wohnungen. *

Was essen?
Von Dr. Heinz Bottenberg. Gesundheit, Wohlgeschmack, Sparsamkeit. *

Arbeit bringt Freude!
Worte großer Denker. 12 Bilder. *

Kosmische Heimat
Unser Sonnensystem. Bildatlas von R. Henseling. 16 Text- u. 32 Bildseiten. *

Kosmische Ferne
Die Wunder der Sterne. Bildatlas v. R. Henseling. 16 Text- u. 32 Bildseiten. *

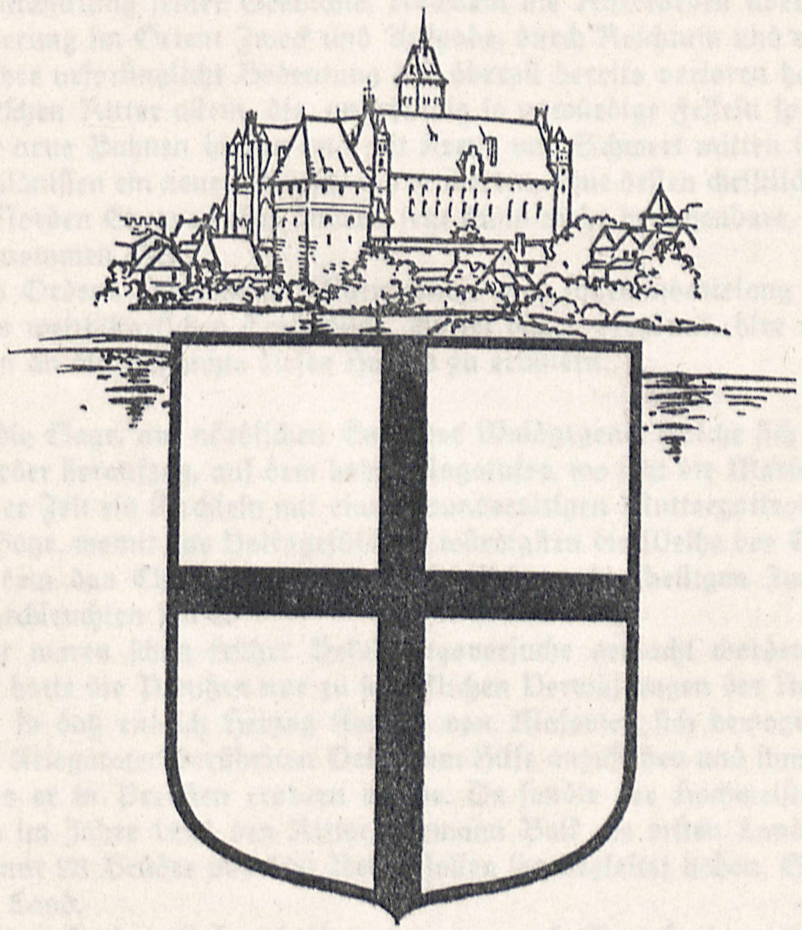
Preise: † = 90 Pfennig, * = 120 Pfennig / Überall gern zur Ansicht

A290

Die Marienburg

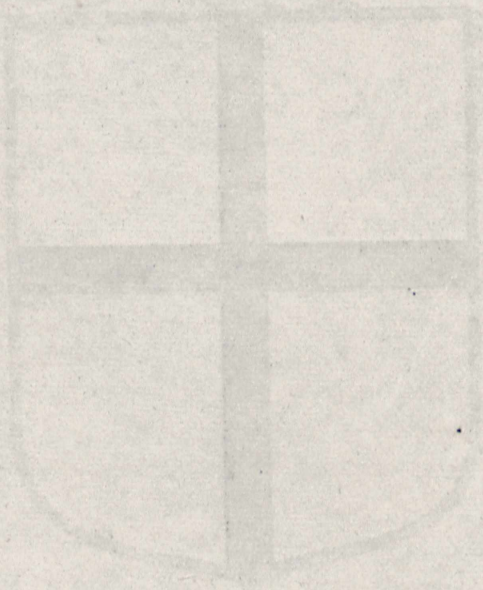
32 Bilder · Text von Joseph von Eichendorff

VERLAG DER EISERNE HAMMER
KARL ROBERT LANGEWIESCHE · KÖNIGSTEIN IM TAUNUS UND LEIPZIG



POLITECHNIKA WROCŁAWSKA
ZAKŁAD ARCHITEKTURY POLSKIEJ
L. dz. 10. n

Alle Rechte vorbehalten. Amerikanisches Copyright. Printed in Germany. Deha 46. Marienburg.



Auf Seite 1: Zeichnung von Karl Köster (Unter dem Schloß das Wappen der Hoch- und Deutschmeister)

Unter den Ritterorden des Mittelalters hat der Orden der deutschen Ritter (gestiftet vor Acre[1] im Jahre 1190) für Deutschland bei weitem das wichtigste Interesse, nicht nur weil er uns landsmännisch angehört, sondern hauptsächlich durch die eigentümliche Entwicklung seiner Geschichte. Nachdem die Ritterorden überhaupt durch die Veränderung im Orient Zweck und Aufgabe, durch Reichtum und weitzerstreuten Besitz ihre ursprüngliche Bedeutung fast überall bereits verloren hatten, waren es die deutschen Ritter allein, die, ungeduldig so unwürdige Fesseln sprengend, sich unerwartet neue Bahnen hieben und mit Kreuz und Schwert mitten in den nordöstlichen Wildnissen ein neues Deutschland eroberten, ohne dessen christliche Vormauer der ganze Norden Europas eine andere, jetzt kaum mehr berechenbare, geistige Gestaltung genommen hätte.
Und dieses Ordens Haupthaus, Marienburg, war jahrhundertelang der Mittelpunkt jenes welthistorischen Ereignisses. Es sei daher vergönnt, hier mit wenigen Hauptzügen an die Geschichte dieses Hauses zu erinnern.

Es geht die Sage, am nördlichen Ende der Waldgegend, welche sich damals von Marienwerder heraufzog, auf dem hohen Nogatufer, wo jetzt die Marienburg steht, habe in alter Zeit ein Kirchlein mit einem wundertätigen Muttergottesbilde gestanden; eine Sage, womit das Volksgefühl am würdigsten die Weihe des Orts bezeichnete, von dem das Christentum, unter dem Schutze der heiligen Jungfrau, jene Wälder durchleuchten sollte.
Denn zwar waren schon früher Bekehrungsversuche gemacht worden; allein ihr Mißlingen hatte die Preußen nur zu schrecklichen Verwüstungen der Nachbarländer aufgereizt, so daß endlich Herzog Konrad von Masovien sich bewogen fand, den durch seine Kriegstaten berühmten Orden um Hilfe anzuflehen und ihm alles anzubieten, was er in Preußen erobern würde. Da sandte der Hochmeister Hermann von Salza im Jahre 1228 den Ritter Hermann Balk als ersten Landmeister nach Preußen; nur 28 Brüder und 100 Reiter sollen ihn begleitet haben. So kamen die Ritter ins Land.
Schon hatten sie das Kulmerland gewonnen, auch Pomesanien (die Landschaft Marienburgs) wurde bis zum Jahre 1245 erobert, aber das Heidentum der kaum gebändigten Preußen brach unwillig immer wieder in die alte Freiheit hinaus und

[1] *Akkon in Palästina.*

rang in wilder Empörung mit dem neuen Lichte; es fehlte diesem noch der geistige Brennpunkt, es fehlte materiell, zur Behauptung des eroberten Landes, eine tüchtige Bewehrung des Nogatstromes, welcher die notwendigste Verbindung zwischen den in anderen Gegenden bereits erbauten Ordensburgen am natürlichsten herzustellen geeignet war.

Die Anhöhe aber, wo jene Marienkapelle gestanden haben soll und zu deren Füßen das vielleicht durch Pilgerfahrten gebildete Dorf Alyem sich gelagert hatte, war durch die Nogat, die dort plötzlich ihren Lauf von Süden nach Osten wendet, von zwei Seiten schützend eingehegt. Hier erbaute daher der Landmeister Konrad von Thierberg eine neue Burg, die der Mutter Gottes geweiht und Marienburg benannt wurde. Der im Jahre 1274 begonnene Bau war im Jahre 1276 schon vollendet, wo Ritter Heinrich von Wilnowe als der erste Komtur Marienburgs mit seinem Konvente in das neue Haus einzog.

Und bald erwies dieser Bau seine heilbringende Macht. Denn die alten heidnischen Götter gingen noch immer mahnend und Rache fordernd rings umher durchs Land. Doch während in Samland, in Natangen und Ermland die Flammen der Empörung von neuem aufschlugen, während das wilde Volk der Sudauer und Litauer von Kulm her plündernd, mordend und sengend vorbrach, schreckte die starke Marienburg die wüste Horde, die Wogen des Aufruhrs vertosten immer ferner und ferner; unter den Mauern der Burg erstand aus dem Dörflein Alyem die heutige Stadt Marienburg, es bildete sich durch und um die Burg allmählich ein fester Kern christlicher Gesittung, an dem die rohe Gewalt keine Macht mehr hatte.

Noch war die Burg zwar ein gewöhnliches Ordenshaus, bloß von dem Komtur der Landschaft, vom Hauskomtur und den zum Konvente gehörigen geistlichen und weltlichen Ordensbrüdern bewohnt, denn der Landmeister hatte zu jener Zeit wahrscheinlich überhaupt noch keinen festen Wohnsitz. Aber ihre Pracht vor allen andern Ordensburgen, ihre Stärke und Lage, wie sie, ernst zum Himmel emporstrebend, die ganze weite Ebene bis in das fernaufblickende Frische Haff hinein überschaute, kündigte sie schon damals als die künftige Beherrscherin des Landes an. Und ihr Recht sollte ihr werden.

Bisher war Venedig des Ordens Haupthaus und der Sitz der Hochmeister gewesen. Allein die, wenngleich in ihrer Weise immerhin großartige, materielle Politik dieser kaufmännischen Republik, und ein Orden, dessen Streben und Bestehen seiner Natur nach ideal sein mußte: es waren zu verschiedene Elemente, um sich jemals befreunden oder auch nur für die Dauer leidlich nebeneinander bestehen zu können. Auch hatte sich die Lage des Ordens durch die neue Eroberung wesentlich verändert, er hatte im fernen Norden ein ganzes Land gewonnen, gegen welches seine zerstreuten Besitzungen in Italien und Deutschland fortan als unbedeutend verschwanden. Preußen war jetzt des Ordens Kern.

Zu dieser Zeit ging ein großes, tragisches Ereignis warnend an dem Orden vorüber. Der Orden der Tempelherren, eben in der üppigsten Blüte seiner weltlichen Macht, war den immer lauernden finsteren Mächten der Welt verfallen, mit der er übermütig fraternisiert; er wurde unerwartet, plötzlich, durch Folter, Schwert und Flammen

über den ganzen Erdboden vertilgt. In dem blutbefleckten Totenantlitz des verbrüderten Ordens aber konnten die deutschen Ritter ihre eigene Zukunft vorauslesen. Denn ein politischer Aberglaube gegen alle Ritterorden, von Neid und Habsucht erzeugt und genährt, verbreitete sich damals wie eine Seuche durch ganz Europa; schon wurden die scheußlichen Verbrechen, die man den Tempelherren aufgebürdet, auch auf die deutschen Ritter übertragen, schon schürte die feindlich gesinnte livländische Geistlichkeit heimlich den Scheiterhaufen.
Aber die Mission des deutschen Ordens, die ihm die Vorsehung auferlegt, war noch nicht vollendet. Er verstand die Mahnung, und die kleinlichen Leidenschaften männlich bezwingend, die ihn augenblicklich zerrissen, bezeugte er durch die Tat, daß er sich noch nicht selbst säkularisiert hatte. Und so fand denn der Hochmeister Siegfried von Feuchtwangen keinen Widerstand, als er, in Erwägung der gebieterischen Verhältnisse, den Hochmeistersitz aus dem entlegenen, ungastlich-argwöhnischen Venedig nach Preußen *verlegte* und Marienburg im Jahre 1309 zur künftigen Fürstenwohnung auserkor. - Schon im September 1309 zog Siegfried von Feuchtwangen mit seinem Gefolge in die neue Hofburg ein.

Wer den Plan des neuen Baues entworfen, ist nicht mehr zu ermitteln, nicht einmal die Sage bezeichnet den unbekannten Meister. Daß es aber kein Italiener gewesen, wie früher wohl manche wähnten, sondern ein Deutscher, und zwar einer der größten Baukünstler, bezeugt auf den ersten Blick des ganzen Werkes deutsche Art, von der es sich jedoch wieder durch manche Eigentümlichkeit unterscheidet, wie sie teils durch den Zweck, teils durch das Material bedingt war.
Der Mangel nämlich an hinreichenden Bruch- und Sandsteinen, aus denen die schönsten Bauwerke Deutschlands aufgeführt sind, leitete in Preußen von selbst zu dem zierlichen Baue von gebrannten, zum Teil verglasten und buntfarbigen Ziegeln, die in ihrer sauberen und sorgfältigen Zusammensetzung eine überaus anmutige, glatte Fläche bilden. Aus demselben Grunde mußte man aber auch ferner im Äußeren jenes überreichen Schmuckes von Türmchen, Spitzen und scheinbar oder wirklich durchbrochenen Giebeln entbehren, welcher der altdeutschen Bauart eigen ist, und sich auf die einfache Verzierung von Rauten und Zickzacken aus schwarzverglaseten Ziegeln auf dem roten Grunde der Mauern beschränken.
Insbesondere jedoch war es, wie schon erwähnt, die Bestimmung der Ordens-Bauwerke, welche ihnen ihren eigentümlichen Charakter gab. Denn sie sollten weder bloß Klöster noch Festen sein, sondern eben beide durch die innige Verbindung von Kreuz und Schwert verklären. Nirgends finden wir daher in ihnen das Zellenartige, Gedrückte, in sich selbst Versenkte, vielmehr überall großartige Heiterkeit, ringsum den frischen, freien Blick in Gottes weite Welt. Und ebensowenig waren sie auch bloße Burgen, wie sie in Deutschland die Höhen krönen, nach wachsendem Bedürfnis der Bewohner wechselnd vergrößert oder verändert, hier ein Fenster ausgebrochen, dort ein Anbau unförmig vorgeschoben, Ställe, Gemächer und Zinnen in fast willkürlicher, malerischer Verwirrung durch- und übereinander getürmt. Die preußi-

schen Ritterburgen stiegen, nach dem ein für allemal fest geregelten Bedürfnis des Ordens, das nebst den Ritterwohnungen überall einen Konventsremter, einen Kapitelsaal und eine Kapelle erforderte, gleich versteinerten Gedanken sogleich in allen Teilen, wie sie heut noch stehen, empor. Das Ganze aber deutet überall über das gewöhnliche Schloß hinaus nach oben. Daher ist die alltägliche Notdurft, Vorräte, Vieh und alle niedere Wucht des Lebens in eine besondere, durch einen Graben getrennte Vorburg verwiesen, daher die Kirche mitten im Haus und der Spitzbogen, der immer wiederkehrende Pfeiler selbst in den täglichen Wohngemächern.
Alles aber, was in den übrigen Burgen nur angedeutet und erstrebt wird, kommt in dem Mittelschlosse der Marienburg, der Blüte der ritterlich-preußischen Baukunst, zur vollkommenen, wunderbaren Erscheinung. Tief aus dem Boden, von den übermächtigen Kellern, die wie der gebändigte Erdgeist sich unwillig beugend das Ganze tragen, erhebt sich der kühne Bau, Pfeiler auf Pfeiler, durch vier Geschosse, wie ein Münster, immer höher, leichter, schlanker, luftiger bis in die lichten Sterngewölbe des oberen Prachtgeschosses hinein, die das Ganze mehr überschweben, als bedecken. Und wenn oben *im Sommer*-Remter die von dem einen Granitpfeiler strahlengleich sich aufschwingenden Gewölbgurten wie ein feuriges Heldengebet den Himmel zu stürmen scheinen, so gleicht der weite, zarte Dom *von Meisters Großem* Remter dem Himmel selbst in einer gedankenvollen Mondnacht, die hie und da milde segnend den Boden berührt. Wahrlich, hier begreift man, was Schlegel meinte, als er einst in jugendlichem Übermut die Baukunst die gefrorene Musik nannte.

Um jedoch diese Räume in der eigentümlichen Beleuchtung ihrer Zeit möglichst zu beleben, wollen wir versuchen, das seit Jahrhunderten still gewordene Haus mit Gestalten wieder zu bevölkern, wie die alten Chroniken sie uns noch abspiegeln. Dies führt uns aber zunächst zu der Verfassung des Ordens, denn nichts gibt ein ursprünglicheres und lebendigeres Bild des Ordensritters, als sein Gesetz und die Art seiner Aufnahme.
Die letztere erfolgte in der Regel nach bestandener Probezeit (Probacie) und nach erhaltenem Unterricht durch einen Ordensbruder, wonächst der Aufzunehmende im Kapitel erschien und vor dem Meister niederkniend bat, durch Gott ihn zu empfahen. Ihm wurde entgegnet: „Ob du meinest und glaubest, in diesen Orden einzugehen, um eines guten, sanften und geruhigen Lebens willen, deß wirst du höchlich betrogen; denn in diesem Orden ist es dermaßen gelegen und beschaffen, wann du zu Zeiten essen wolltest, so mußt du fasten, wann du fasten wolltest, so mußt du essen, wenn du schlafen wolltest, so mußt du wachen, und wenn dir geboten wird, hierher oder dorthin zu gehen und zu stehen, das dir nit behagen würde, dawider mußt du nit reden, und du sollst dich deines eigenen Willens ganz und gar entschlagen und Vater, Mutter, Bruder, Schwester und aller Freunde verzeihen und diesem Orden gehorsamer und getreuer sein als ihnen. Dagegen gelobet dir unser Orden nicht mehr, denn Wasser und Brod und ein demütiges Kleid, und magst furbas nichts fordern."

Nun gelobte der neue Bruder, die Hände auf das Evangelienbuch, und zwar auf das Evangelium Johannis (in principio) legend, ewige Keuschheit, Armut und Gehorsam bis in den Tod. Darauf wurde er eingekleidet und, völlig geharnischt, in der Kirche während der Messe zum Ritter geschlagen. Den Ritterschlag erteilte der Meister oder ein von ihm bevollmächtigter Gebietiger mit den Worten: „Besser Ritter wenn Knecht, im Namen unser lieben Frauen. Besser Ritter wenn Knecht, und tue deinem Orden recht. Vertrag diesen Schlag und fortan keinen."

Jenen Gelübden gemäß war auch das Leben der Ritter streng geregelt und abgeschieden von der Welt, mit welcher sie nur als etwanige Beamte des Ordens oder im Kampfe für die Verbreitung des Christentums in nähere Berührung kamen. Sie durften Gelage und Gasthäuser nicht besuchen, ohne Erlaubnis der Oberen das Haus überhaupt nicht verlassen, keine Briefe annehmen oder absenden, kein Geld bei sich behalten und ihre Kisten und Läden nicht verschließen. Ihre Kleidung war schwarz, darüber ein weißer Mantel, welcher, sowie Kappe und Waffenrock, mit einem schwarzen Kreuze bezeichnet war. Die Waffen mußten, selbst in den blühendsten Zeiten des Ordens, ungeschmückt, ohne Zierat von Gold und Silber, die Schuhe ohne Schnüre, ohne Schnabel und Absätze, das Pelzwerk nur von Schaf- oder Ziegenfellen sein.

Der Orden bestand aus Ritter- (Laien-) Brüdern und Geistlichen. Die letzteren wurden, wenn sie zwar die Weihe, aber noch kein bestimmtes Amt hatten, Pfaffenbrüder, die bereits angestellten Priesterbrüder genannt. Zwölf Ritterbrüder bildeten nach dem alten Gesetze des Ordens einen Konvent. Marienburg aber hatte, außer dem hochmeisterlichen Hofe, eine ungleich größere, zuweilen eine vierfach so große Zahl.

Außerdem wurden auch weltliche, sogar verheiratete Männer als Halbbrüder in die Ordensverbindung aufgenommen, deren Vermögen nach ihrem Tode dem Ordensschatze anheimfiel. Auch diese leisteten das dreifache Gelübde und trugen schwarze Kleider, durften aber nur ein halbes Kreuz anlegen und mußten ihre Bärte und das Haar neben den Ohren abscheren. Zu ihnen gehörten die dienenden Brüder, welche den Rittern für Sold oder ohne Sold (in caritate) dienten. Doch auch rittermäßige Männer dienten dem Orden als Halbbrüder mit den Waffen, und die Zahl dieser Halbbrüder mag, selbst außerhalb Preußen, nicht unbedeutend gewesen sein, da es für ehrenhaft gehalten wurde, sich in Preußen den Ritterschlag und das halbe Kreuz zu verdienen.

Die Regierung des Ordens führte der Hochmeister, jedoch eigentlich nur aus Vollmacht des ersteren. Denn sein Befehl mußte zwar unweigerlich und augenblicklich befolgt werden, er blieb aber dem Ordenskapitel verantwortlich, das ihn nicht nur wählte, sondern auch seiner Würde wieder entsetzen konnte, und ohne dessen Beirat und Funktion er keine neuen Gesetze geben durfte.

Diese Kapitel aber waren feierliche Versammlungen der Ordensbrüder, und zwar entweder große, kleinere oder gemeine Kapitel. Ihre Beschlüsse, Urkunden und Verschreibungen sollten unter drei Schlössern mit drei Schlüsseln verwahrt werden, welche sich in den Händen des Hochmeisters, des Großkomturs und des Treßlers

befanden. Diese Kapitel wurden so geheim gehalten, daß das Wesen, selbst die äußere Form nicht einmal aus den Ordensgesetzen zu erraten ist. Jeder aufzunehmende Bruder mußte hierüber die tiefste Verschwiegenheit geloben, deren Bruch zu den schweren Vergehungen gerechnet wurde. Sie wurden nur in den Kapitelsälen abgehalten und standen unbezweifelt mit kirchlichen Feierlichkeiten in genauer Verbindung, weshalb denn auch in allen Burgen der Kapitelsaal sich neben der Kirche befand und, gleich dieser, niemals zu anderem profanen Gebrauche benutzt werden durfte.

Außer dem Kapitel bestand zur Behandlung minder bedeutender Landesangelegenheiten, als zur Besetzung der niederen Ordensämter und dergleichen, auch ein geheimer Rat des Hochmeisters, welchen die Gebietiger und diejenigen Ritter bildeten, die der Hochmeister aus den tüchtigsten (witzigsten, d. h. weisesten) Brüdern dazu erkor. Dem letzteren standen endlich noch die obersten Gebietiger zur Seite, die vom Hochmeister und Kapitel angestellt wurden. Unter ihnen gehörten nur der Großkomtur und der Treßler zu den eigentlichen Beamten des Haupthauses.

Der Großkomtur, welcher zugleich Komtur von Marienburg war und die ehemaligen Prachtgemächer und Säle im nordöstlichen Flügel des Mittelschlosses bewohnte, beaufsichtigte den gesamten Harnisch, d. i. alles was zur Waffenkleidung der Ritter gehörte und worunter sich einmal nicht weniger als 2200 Schilde befanden. Er hatte seinen Kämmerer, Schreiber, Diener, Pferdemarschalk und ein zahlreiches Gesinde an Knechten und Jungen.

Der Treßler dagegen verwaltete den Tressel (den Schatz, die Kasse) sowohl des Ordens und des Hochmeisters als auch des Konvents des Hauses Marienburg, führte über alle Einnahmen und Ausgaben Buch und Rechnung, zahlte den anderen Beamten die nötigen Summen aus usw. Auch er hatte, gleich dem Großkomtur, seine besondere Dienerschaft und wohnte wahrscheinlich im nordwestlichen Flügel des Hochschlosses.

Außerdem aber waren für die Verwaltung des Hauses noch zahlreiche andere Beamte angestellt. Unter ihnen nahm der Hauskomtur den nächsten Rang nach dem Treßler ein; er bewohnte gleichfalls das obere Schloß und war der eigentliche Hauswirt der gesamten Ordensburg, indem er für alle Bedürfnisse, namentlich der hochmeisterlichen und der Konventsküche, zu sorgen hatte und insbesondere auch über das Sattelhaus, in welchem das Pferdegeschirr und Riemenzeug aufbewahrt wurden, die Aufsicht führte.

Sämtliche Ordensbrüder in Preußen bildeten ein stehendes, stets schlagfertiges Heer, dessen oberster Feldherr im Kriege, wenn der Meister nicht selbst zu Felde zog, der Ordensmarschall war, welcher mit seinem Untermarschall die ganze Ausrüstung zu besorgen hatte, ohne des Hochmeisters Bewilligung jedoch nicht gegen den Feind ziehen und niemand aus dem Heere entlassen durfte. Ein Teil der Bewohner des Landes und der Städte wurden nur im Notfalle und auch dann nur mäßig zu den Waffen berufen, und hieraus allein schon wird zum Teil der außerordentliche Wohlstand erklärlich, zu welchem das Land durch Ackerbau, Gewerbefleiß und Handel unter dem mächtigen Schilde des Ordens aufblühte, der die kleinlichen Fehden zwi-

schen Adel und Städten, die mannigfachen Erpressungen, Wegelagerungen und was sonst das mittelalterliche Deutschland verstörte, in Preußen niemals emporwuchern ließ.
Das tägliche Leben aber war streng und herb und in seiner eisernen, täglich wiederkehrenden Ordnung fast wie der einförmige Takt einer Turmuhr in tiefer Stille, hie und da nur von Waffengerassel unterbrochen. Alles deutet ernst auf die doppelte Bestimmung des geistlichen Ritters, dessen Reich zwar von dieser Welt, aber nur für jene.

Der Geschichte des Ordens können wir, unserer Aufgabe gemäß, hier nur gedenken, wo ihr Flügelschlag die Burg selbst unmittelbar berührte. Es sind dies aber - außer der goldenen Zeit Winrichs von Kniprode - hauptsächlich zwei Momente; die rasche Herrschaft Heinrichs von Plauen, da die heilige Jungfrau zum letzten Male rettend in Flammen erscheint, und sodann der für alle Zeiten lehrreiche und tragische Untergang des Hauses, der zugleich den Untergang des Ordens bezeichnet.
Fünf Hochmeister waren bereits seit Siegfried von Feuchtwangen durch die Hallen der Marienburg geschritten und in die Annengruft gesunken. Reichtum und Glück hatten unterdes nicht versäumt, ihre heimlich zersetzende Gewalt auch an dem Orden zu üben. Junkerhaft übermütig hatte er in den Welthändeln seine ursprüngliche Unschuld verspielt, seine geistige Grundlage, die Gelübde der Keuschheit, der Armut und des Gehorsams, waren innerlich schon gebrochen; an die Stelle der eigenen begeisterten Kraft traten Schwärme kostspieliger und unzuverlässiger Söldner, überall müde Halbheit, nicht recht geistlich und nicht recht ritterlich; um so gefährlicher jetzt dem eifersüchtigen, kriegslustigen Polenkönig Jagiel gegenüber, der die Vergrößerung der benachbarten Ordensmacht schon längst mit kaum verhaltenem Groll betrachtete.
Da sehen wir, im letzten Abendgolde der fröhlichen Tage Winrichs, den frommen, friedlich gesinnten Hochmeister Konrad von Jungingen wohltätig waltend von Burg zu Burg durch die gesegneten Fluren ziehen, wo das Bauernvolk abends unter seinen Fenstern tanzt und die Schüler in den Städten ihn singend empfangen, gleich einem patriarchalischen Landedelmann, von den müßigen, gelangweilten Ordensbrüdern spottweis „gnädige Frau Äbtissin" genannt. - Es war eine tiefe Gewitterschwüle, schon zuckten Blitze in der Ferne, und ein großer, hellstrahlender Komet zog über das stille Land, den der Hofnarr, weiser wie die Gescheuten, als ein Zeichen der Verdammnis des Ordens deutete.
Sterbend noch warnte Meister Konrad vor seinem unerschrockenen, kampfbegierigen Bruder Ulrich von Jungingen. Aber die Geschicke drängten in Sturmeseile; immer unverhohlener hatte Jagiel schon die Hand am Schwert; gerade jetzt schien den Ordensrittern ein Führer vonnöten, der den unerträglichen Friedensbann zu lösen den Mut hätte. So wählten sie (1407) jener Warnung zum Trotz den bisherigen Ordensmarschall Ulrich von Jungingen dennoch zum Meister.
Und er hielt ihnen Wort. Ungeduldig brach er bald nach seiner Wahl die Stille, die freilich nicht mehr zu halten war. Da begann auf der Marienburg eine fast fieber-

hafte Hast und Unruhe; Pulver wurde verfertigt, eilig neues Geschütz von damals unerhörter Größe gegossen, Fenster und Öffnungen wurden vermauert, Tore und Zugänge, sogar die Treppen zur Gegenwehr befestigt, die Brieffungen auf ihren Schweifen[1] flogen hin und her durchs Land, der Meister selbst bereiste die Burgen, überall ermutigend und rüstend.

Aufgeschreckt durch das Waffengerassel zauderte nun auch der lauernde Polenkönig nicht länger. Mit großer Heeresmacht, Polen, Litauern und Tataren, brach er an die Grenze auf, wo ihn der Hochmeister kampffertig schon erwartete. Einige Tage noch, dem Flusse Drewenz entlang, standen die Kriegswetter grollend einander gegenüber, ungewiß, wohin die Blitze zielten. Da dringt der König zuerst über Gilgenburg ins Land, der Meister mit allem, was wehrhaft, ihm rasch entgegen. Auf den verhängnisvollen Ebenen bei dem Dorfe Tannenberg endlich, am 15. Juli 1410, stoßen sie furchtbar zusammen. Der Meister mit fast allen Ordensgebietigern und sechshundert Rittern und Knechten sinkt auf der Wahlstatt, vierzigtausend Leichen seines Heeres um ihn her. – Der Orden schien mit einem Schlage vernichtet, alles verloren, nur die Ehre nicht, denn sie war durch sechzigtausend erschlagene Polen blutig erkauft.

Der König selbst, erschrocken über den entsetzlichen Sieg, besann sich zwei Tage lang, dann zog er über Osterode, Mohrungen und Christburg gerade auf Marienburg zu, das der gefallene Meister, vor der Schlacht alle Geschütze und Vorräte an sich raffend, wehrlos gemacht. Das Grauen ging vor dem wilden Zuge her und übermannte alle Burgen und Städte. Ritter und Bürger huldigten ehrvergessen der Gewalt und gleißenden Verführungen des Siegers, „dergleichen (sagen Lindenblatts Jahrbücher) nie ward gehört in irgendeinem Lande von so großer Untreue und schneller Wandelung".

Da, auf die erste Kunde von dem unermeßlichen Unglück, sprengte ein Ordensritter mit seiner kleinen Schar in die Tore Marienburgs, eilig, staubbedeckt, einen Löwen im Schilde. Graf Heinrich von Plauen war's, der Komtur von Schwetz, den der Meister vor der Schlacht nach Pommerellen entsandt hatte, einer der Gewaltigen, welche die Geschicke wenden. Und hinter sich die Nogatbrücke abbrechend, gebot er sofort die Stadt niederzubrennen, denn sie war nicht zu verteidigen; mit der Stadt aber fiel die Burg und mit der Burg der Orden.

Da wirrte und hallte es auf einmal in dem vor wenigen Stunden noch totenstillen Haupthause. Die erschrockenen Marienburger, Bürger, Frauen, Mägde und Kinder, füllten alle Luken des Schlosses bis in die Keller hinab. Zwischen langen Wagenzügen und brüllendem Vieh, von den nahen Höfen eiligst hereingetrieben, drängten sich Reiter und Knechte, rufend und ordnend im wilden Widerscheine der Flammen, die der kühne Plauen als ein Wahrzeichen über dem Lande entfaltet. Und er irrte nicht, die feurige Mahnung wurde verstanden. Mehrere treugebliebene Ritter, unter ihnen Wenzel von Dohna, eilten mit ihrem aus der Schlacht geretteten Häuflein dem Haupthause zu, wie verflogene Adler nach ihrem Horst. Jenseits der Nogat aber sah man ein Fähnlein wehen, einem reisigen Zuge von vierhundert bewaffneten Männern voran: das waren die Schiffskinder von Danzig, die ihre bereits abtrünnig ge-

[1] *Postpferde.*

wordene Heimat verließen, um für den Orden zu streiten. So hatten sich in kurzer Frist gegen vier- bis fünftausend Mann Kriegsvolkes auf dem Hause versammelt.
Es war der zehnte Tag nach der Schlacht von Tannenberg, als man endlich von den Zinnen der Burg die ersten feindlichen Scharen erblickte. Sie drangen vom Stuhmer Walde her; brennende Dörfer, Mord, Raub und unübersehbarer Jammer bezeichneten die Straßen, die sie zogen. Ein billiger Friedensvorschlag Plauens war an dem Stolze Jagsels gescheitert, die siegestrunkenen Horden umzingelten rasch von allen Seiten die Burg; ihr Wurfgeschütz, das sie sogar auf der vom Stadtbrande verschonten Johanniskirche aufgepflanzt, hatte es vorzüglich auf das Mittelschloß und des Meisters Wohnhaus abgesehen. „Wohlan denn", rief da der Plauen, „Gott und die heilige Jungfrau wird uns retten, aus Marienburg weiche ich nimmermehr!"
Er war inzwischen zum Statthalter ernannt worden und hatte selbst mit 2000 Mann die Verteidigung der oberen Burg übernommen, andere 2000 Mann aber in das mittlere Haus geworfen, während er die Rettung der Vorburg seinem tapferen Bruder Heinrich mit 1000 Mann und dem Volke aus den Werdern anvertraute. Kühne und glückliche Ausfälle, oft bis an das polnische Lager vordringend, beunruhigten unausgesetzt den Feind. Da hatten sie denn - wie Lindenblatt sagt - manch ritterlich Spiel gegen die Heiden und Polen täglich vor dem Hause, so daß Jagsel endlich voll Unmut ausrief: „Wir wähnten, sie seien von uns belagert, und doch sind wir es vielmehr von ihnen."
In dieser Zeit, so erzählen die alten Landeschroniken, richtete ein Büchsenschütze des Königs seine Steinbüchse gegen das große Muttergottesbild an der St. Annenkapelle. Der Schuß fehlte, aber der frevelhafte Schütze wurde von Stund an blind, und Furcht und Schrecken über das Ereignis gingen entmutigend durch das polnische Heer.
Da sann Jagsel, von den Belagerten immer härter bedängt, auf List und Tücke. Es war ihm wohl bekannt, daß sich Plauen mit seinen Ordensbrüdern und den Söldnerführern zur Erholung und Beratung öfters in *dem Sommer*-Remter zu versammeln pflegte, dessen mächtiges Gewölbe auf einem einzigen Granitpfeiler ruhte. Dieser sollte durch eine jenseits der Nogat versteckte Donnerbüchse zertrümmert und der Statthalter mit den Rittern unter dem nachstürzenden Gewölbe verschüttet werden. Ein erkaufter Diener Plauens bezeichnete an einem der nach dem Fluß gelegenen Fenster verabredetermaßen mit seiner roten Mütze Zeit und Richtung. Allein die Steinkugel flog um wenige Zoll am Pfeiler vorbei in die gegenüberstehende Wand. Man schrieb darunter:

„Als man zelet M.CCCC.X Jar,
Dieß sag ich euch allen fürwar,
Der Stein wart geschoßen in die Want,
Hie sol er bleiben zu einem ewigen pfant."

Die Zeit hat das Sprüchlein verlöscht, aber die über dem Kamin eingemauerte Kugel bewahrt noch bis heute das Angedenken des hochherzigen Plauen, dem sie galt.
So hatte der letztere schon fast zwei Monate übermenschlich mit der Übermacht ge-

rungen. Da vernahmen die im polnischen Lager eines Tages plötzlich Trompeten- und Posaunenschall und fröhlichen Jubel von den Zinnen der Burg. Gute Botschaft war von allen Seiten angekommen. König Sigismund von Ungarn war in Polen eingebrochen, der Marschall von Livland mit einem starken Heere bereits in Königsberg angelangt, überall stand das Land auf, um Marienburg zu entsetzen. „Lebend laß ich das Haus nicht", ließ Plauen dem Polenkönig entbieten, der in solcher Verlegenheit jetzt seinerseits einen Friedensantrag versuchte, denn sein Heer war von vergeblichen Anstrengungen, Krankheiten und Ungeziefer fast verzehrt. Da wandte sich Jagiel am 19. September 1410 endlich nach den Grenzen seines bedrohten Reiches zurück, auf dem Heimzuge noch einige Schlösser bezwingend. Aber der Marschall von Livland folgte ihm auf der Ferse und eroberte alle Burgen wieder, Preußen war frei, und noch einmal hatte der heldenmütige Statthalter das deutsche Banner über dem Lande aufgerichtet. „Also", sagt Lindenblatt, „geschah es nach Schikkung und Willen unseres Herrn!"

Noch im November desselben Jahres wurde Plauen einstimmig zum Ordensmeister erwählt. Seine erste Sorge, nachdem er das Land vom Feinde völlig gesäubert, war die Wiederherstellung und stärkere Befestigung des Haupthauses, dessen Vorburg sowie des Meisters Gemach durch die Belagerung am meisten gelitten hatten. So wurden in jener Zeit in der Vorburg am Nogatufer der noch jetzt stehende schiefelichte (runde) Turm (vom Volke der Buttermilchturm geheißen) erbaut, von dem eine ganz unbegründete Sage erzählt, es seien die reichen Bauern von Groß Lichtenau im großen Werder wegen ihres frevlen Übermutes verurteilt worden, so viel Buttermilch zu liefern, als zur Zubereitung des Kalkes für den Turm nötig gewesen.

Doch noch andere, mächtigere Sorgen bewegten die hohe Seele des Meisters. Die Gefahr erkennend, die auf halbem Wege lauerte, und daß dennoch alles verloren war, wenn nicht alles gewonnen wurde, faßte er den großen Gedanken, dem Unvermeidlichen rasch zuvorzukommen und selbst in Polen einzufallen. Allein durch die Wiederherstellung des Haupthauses und der andern Burgen, durch die Ansprüche, welche die Könige von Böhmen und Ungarn sowie die befreundeten Söldnerführer machten, war der Ordensschatz völlig erschöpft. So beschloß er denn kühn, des Lebens Güter an das Höchste zu setzen. Eine wiederholte Schatzung, welcher Geistliche, Herren und Knechte unterlagen, erging über das ganze Land, alles Silbergerät der Burgen und Kirchen wurde verschmolzen, die Landesritter mußten die Darlehen, die sie in besseren Tagen vom Orden erhalten, unnachsichtlich zurückzahlen.

Da aber wurde es auf einmal furchtbar klar, daß der Orden sich selbst nicht mehr begriff; ein Schrei des Mißmuts ging durch das ganze Land, die Gemeinheit scharte sich überall um ihre Fleischtöpfe. Der Held, der in den Tagen der Gefahr den Orden überwacht und gehalten, mußte sich nun selbst hinter Schloß und Riegel vor tückischem Verrat bewachen lassen. Er wurde auf einem Kapitel zu Marienburg am St. Burchardstage 1413 seiner Meisterwürde entsetzt und starb im Jahre 1429 arm und vergessen in der einsamen Burg zu Lochstädt, ein tragisches Vorbild derer, die über ihrer Zeit stehen.

Seitdem war fast ein halbes Jahrhundert vergangen. Wir sehen die mächtigen Zin-

nen über dem Lande prangen; aber es ist nun still geworden und öde im Hause, das schon tief im Abendrot seiner Geschicke steht. Denn der Orden hatte längst seine Aufgabe ritterlich gelöst, das Land war bekehrt und deutsch, er focht nicht mehr um Gottes willen, es galt fortan nur noch das starre Behaupten seiner eigenen Herrschaft, die für die verwandelte Zeit und für das neugeschaffene Volk, das sich bereits selbst zu schützen imstande war, keine innere Notwendigkeit und Bedeutung mehr hatte. Es konnte nicht fehlen: da der begeisterte Gedanke unvermerkt abhanden gekommen, mußte allmählich alles nachstürzen. Die Langeweile der Nüchternheit bereitete Eigennutz, Sittenlosigkeit und Ungehorsam. Schon hatten drei Konvente, ohne des Meisters Untersuchung und Entscheidung abzuwarten, den Ordensmarschall seines Amtes entsetzt, einige Gebietiger verliehen eigenmächtig Komturämter nach Belieben, Komture selbst befehdeten und plünderten sich untereinander.
Dieser veralteten, leeren und morschen Schaurüstung gegenüber erhob sich aber hier, wie dazumal fast in ganz Europa, soeben mit jugendlicher Kraft das neue Bürgertum der Städte, dem sich die Landesritter willig anschlossen. Sie hatten insgesamt Dasein und Gedeihen dem Orden zu verdanken; aber die strebsame Jugend ist jederzeit vergeßlich, und so nahmen sie denn gar vieles, was ihnen früher als väterliche Gunst verliehen worden, jetzt trotzig und gewaltsam als Recht in Anspruch. Aus so tiefgreifendem Zwiespalt entstand zwischen dem Landadel und den Bürgermeistern der Städte im Jahre 1440 der Preußische Bund zum Schutze ihrer Freiheit gegen den Orden, zur Hut ihrer Gerechtsame und zur Abhilfe von Beschwerden, die, der Natur der Verhältnisse nach, nicht zu schlichten waren.
Wechselseitiger Groll und Erbitterung unterbrannten fortan den Boden, durch den Übermut der Ordensbrüder wie der Verbündeten, welche von jenen Bundesschälke geschimpft wurden, zu immer heftigeren Lohen geschüret. Vergebens versuchte der friedliebende Meister Paul von Rußdorf auf einem Kapitel zu Marienburg noch einmal vermittelnd einzutreten. Trotz gegen Trotz! war die Losung der Überzahl der Ordensritter, die zuletzt, mit gezückten Schwertern den Kapitelsaal verlassend, in wilder Wut sich stürmend der oberen Burg bemächtigten, so daß der erschrockene Meister noch in derselben Nacht vor seinen eigenen Brüdern nach Danzig flüchten mußte.
Endlich brach die dumpfe Gärung in offenen Kampf aus. Der Bund rief die Polen zu Hilfe und überantwortete ihnen stammvergessen das deutsche Land. In solchen Übergangsperioden aber, welche eine neue Zeit ausgebären, fehlt es nimmer an mächtigen Charakteren, die wie leuchtende Meteore den Glanz der Vergangenheit noch einmal flüchtig widerspiegeln. So war es hier abermals ein Heinrich Reuß von Plauen, der verzweifelt für den Orden kämpfte, und der heldenmütige Bürgermeister Bartholomäus Blume hat sich durch seine großartige Verteidigung der Stadt Marienburg ein unvergängliches Andenken erworben. Allein es war zu spät. Der Orden, welcher seine Mietlinge nicht zu bezahlen vermochte, war bereits ein Knecht seiner eigenen frechen Söldnerhaufen geworden. Der Hochmeister Ludwig von Erlichshausen sah sich genötigt, diesen das Haupthaus zu verpfänden, das sie demnächst, da er es nicht wieder einlösen konnte, mit vielen andern Burgen an den

Polenkönig Kasimir verkauften. Blume wurde, auf Geheiß des letzteren, in einem Turm der Stadt Marienburg enthauptet, der noch lange Blums-Turm geheißen war, und am 6. Juni 1457 zogen sechshundert polnische Reiter in die Tore des Haupthauses ein. Der ehemalige geheime Rat des Hochmeisters, Hans von Baisen, jetzt zum polnischen Gubernator des Landes ernannt, hauste in denselben Gemächern, wo er einst als Page dem Hochmeister aufgewartet hatte. Der Hochmeister aber entfloh, bitterlich weinend, bei Nacht auf einem Fischerkahn nach Königsberg, das seitdem zum Hauptsitz erkoren wurde. Marienburg sah keinen Meister wieder.

Noch lange wogte der Kampf zwischen Polen und dem Orden mit wechselndem Kriegsglücke hin und her, ehe sich die neue Ordnung der Dinge feststellte, und manche Burg und Stadt wurde erobert und wieder verloren; die Polen und Verbündeten verheerten gemeinschaftlich in Pommerellen die vom Orden besetzten Gegenden. Da wagte endlich der letztere im Jahre 1462 verzweifelt eine entscheidende Schlacht. Die Hauptleute der Ordensschlösser vereinigten ihre Fähnlein und griffen das polnische Heer bei dem Kloster Zarnowitz an. Die Schlacht entschied, aber zum Nachteil des Ordens, 2000 Deutsche wurden erschlagen, 600 gefangen, alles Geschütz ging verloren.
Durch diesen Schlag war die Ordensmacht für immer gebrochen, der lange Kampf aber hatte auch die Gegner todmüde gemacht, gemeinsame Not Freund und Feind bezwungen.
Und so gelang es denn der wiederholten Vermittelung des päpstlichen Gesandten Rudolf, Bischofs von Levante, den König Kasimir für endliche Waffenruhe zu stimmen und, zuerst zu Brzesc, dann zu Thorn Friedens-Unterhandlungen anzuknüpfen, zu denen sich der Hochmeister Ludwig von Erlichshausen selbst einfand, aber so verarmt, daß er, wie eine Chronik bemerkt, von den Preußen zu diesem Zuge notdürftig ausgerüstet werden mußte und nicht einmal einen eigenen Narren halten konnte. – Am 19. Oktober 1466 wurde der Friede zu Thorn abgeschlossen, wonach Polen Pommerellen, Michelau, das Kulmische Land und die vornehmsten Städte Danzig, Thorn, Elbing, Marienburg, sowie die Bistümer Kulm und Ermland behielt und das übrige Preußen dem Orden als ein Lehen der Krone Polen überließ; der Hochmeister aber mußte dem Könige huldigen und erhielt als polnischer Reichsfürst seinen Platz im Reichsrat zur Linken des Königs.
Inmittelst konnte der Orden den Verlust Marienburgs nicht verschmerzen, und der Nachfolger Ludwigs von Erlichshausen, der Hochmeister Heinrich Reuß von Plauen, machte wiederholt den Versuch, zum Zeugnis der untergegangenen Größe wenigstens das Schloß mit einem kleinen Stück Landes ringsumher, gleich einer verlorenen Insel, gegen eine jährliche Abgabe an Polen zurückzuerhalten. Doch seine Bemühungen blieben vergeblich. Ganz Westpreußen war bereits in drei Wojewodschaften und mehrere Starosteien eingeteilt, und der Starost von Marienburg, welcher unter ihnen den obersten Rang einnahm, hatte, gleichsam als Statthalter von Preußen, seinen Wohnsitz im Schlosse erhalten. Hier richtete er sich mit seinen zahlreichen Unterbeamten recht nach Herzenslust ein, sarmatische Laute hallten in den

deutschen Gewölben; Heiducken, welche die Besatzung bildeten, hausten an den Toren der Burg in hölzernen Baracken. Nur der nordwestliche Flügel, welcher den alten Fürstensitz und *Meisters Großen* Remter umfaßte, wurde für die Könige bei ihrer gelegentlichen Anwesenheit in Preußen zu ihrer Behausung vorbehalten.

Sehr bald sprach auch Sigismund III. gastlich in dem neuen Königssitze ein. Und da erblicken wir denn nach so kurzer Frist auf einmal in den ritterlichen Remtern eine völlig verwandelte, ja fast fremdartige Szenerie, welche uns eine im Stadtarchiv zu Marienburg befindliche handschriftliche Chronik eines Ungenannten umständlich beschreibt.

Mitten in seltsame Lustbarkeiten bricht auf einmal der Ernst des Lebens herein, und zwischen den rasch aufsteigenden Kriegswettern sehen wir eine jugendliche Heldengestalt, die sich hier die ersten Rittersporen verdient, flüchtig im leuchtenden Waffenschmucke aufblitzen. – Sigismund III. war nämlich, da er nach seines Vaters Tode auch die Krone Schwedens geerbt hatte und dieses Reich als Katholik von Polen aus regieren wollte, deshalb von der schwedischen Reichsversammlung des ererbten Thrones für verlustig erklärt worden und rüstete sich, um ihn mit dem Schwerte wiederzugewinnen. Da landete plötzlich der junge Schwedenkönig Gustav Adolf am 6. Juli 1626 mit 15000 Mann in Pillau, setzte sofort über das Haff, bezwang im schnellen Siegeslauf die überraschten Städte Braunsberg, Frauenburg und Elbing und stand schon am 17. Juli vor Marienburg.

Jetzt rächte sich die schon früher von den Ständen gerügte Verwahrlosung dieses Platzes. In der Stadt, die nur 40 Soldaten hatte, war an eine Verteidigung gar nicht zu denken; im Schlosse dagegen, wo 300 Heiducken und neugeworbene Deutsche ohne hinreichende Waffen und Lebensmittel lagen, ließ sich die Besatzung zwar die Nacht hindurch mit Schießen tapfer hören, ja der Schloßhauptmann richtete sogar ein großes Stück Geschütz auf die Stadt selbst, aber es war in der gewöhnlichen Unordnung überladen und zersprang. Die Schweden kletterten über die halbverfallene Mauer, eroberten noch am 18. abends das Schloß, und schon am folgenden Morgen ließ Gustav Adolf die Pfarrkirche, deren Schlüssel die flüchtig gewordenen Jesuiten mitgenommen hatten, eigenhändig mit einem Beile an der Kirchentüre arbeitend, erbrechen und evangelischen Gottesdienst darin halten.

Marienburg blieb nunmehr von den Schweden besetzt, welche Schloß und Stadt mit neuen Schanzen versahen. Gustav Adolf aber ließ sich in Elbing huldigen, schlug das polnische Heer vor Mewe und kehrte im November nach Schweden heim, nachdem er seinen Reichskanzler Oxenstierna zum Statthalter von Preußen ernannt und den Feldmarschall Wrangel in Marienburg zurückgelassen hatte.

Schon im Frühling des folgenden Jahres (1627) erschien er jedoch mit frischen Truppen wieder auf dem Kampfplatze und machte fortan Marienburg zum dauernden Mittelpunkte seiner Macht. –

Am 10. September 1635 *wurde nach mancherlei Kämpfen* endlich ein sechsundzwanzigjähriger Waffenstillstand unterzeichnet, wonach die Schweden alle ihre Eroberungen in Westpreußen an Polen, Pillau aber an den Kurfürsten von Brandenburg zurückgaben, ganz Westpreußen also wieder unter polnische Hoheit zurückkehrte.

Und so beendigte denn dieser Krieg seinen verheerenden und blutigen Kreislauf gerade mit derselben Lage der Dinge, von welcher er vor neun Jahren ausgegangen war.

Einen ganz gleichen Ausgang hatte ein zweiter schwedischer Krieg (1655-1660), durch welchen König Johann III. von Polen die Ansprüche auf die schwedische Krone erneuerte, und auch dieses Mal wurde Marienburg wieder die kostbare Ehre zuteil, für Preußen den Mittelpunkt des Kriegsgetümmels zu bilden und mehrere Belagerungen zu erfahren.

Durch den Frieden von Oliva im Jahre 1660 *wurden* alle widerstreitenden Ansprüche endlich ausgeglichen und in Preußen die Zustände abermals, wie sie vor dem Kampf gewesen, wiederhergestellt.

Unterdes war Friedrich August[1] als August II. in Krakau *zum König von Polen* gekrönt worden. Sein unglücklicher Plan aber, das von den Schweden besetzte Livland zu erobern, veranlaßte im Jahre 1700 den dritten schwedischen oder sogenannten (großen) nordischen Krieg. Voll brennender Ruhmbegier nahm der tapfere abenteuernde König Karl XII. von Schweden den ihm zugeworfenen Fehdehandschuh auf, verjagte die Sachsen aus Livland, bezwang in kurzer Frist ganz Polen, und schon am 12. Februar 1703 traf August II. flüchtend in Marienburg ein. Hier berief er einen Reichstag, zu welchem jedoch aus Preußen nur die Bischöfe von Ermland und Kulm, die Wojewoden von Kulm und Marienburg und die Kastellane von Kulm und Elbing als polnische Senatoren sich einfanden. Doch Karl trieb bald alle wieder auseinander. Denn während der Reichstag noch die Mittel zur Fortsetzung des Krieges beriet, hatte er schon das sächsische Heer bei Pultusk geschlagen, Thorn erobert und geschleift und erschien am 8. Dezember im Durchfluge in Marienburg, wo er selbst spät des Abends dem Bürgermeister, von diesem unerkannt, die Stadtschlüssel abforderte.

In Polen aber schlugen überall schon die Flammen des Bürgerkrieges auf.

August II. hatte zwar Warschau wiedererobert, allein Karl eilte ungestüm aus Preußen zurück, entsetzte die Stadt, verfolgte das sächsische Heer bis über die schlesische Grenze und brachte es nach mehreren Gefechten dahin, daß Stanislaus Leszczynski am 4. Oktober 1705 zu Warschau gekrönt und von August im Altranstädtischen Frieden anerkannt wurde.

Die äußerlich hergestellte Ordnung, ja selbst der Triumph eines freilich auf schwedischen Schilden erhobenen, eingeborenen Königs vermochten keineswegs die in rohem Dünkel, Eigennutz und getäuschten Hoffnungen wildzerfahrenen Gemüter zu bändigen. Die Sendomirsche Konföderation[2] hatte vielmehr das schon früher von August II. angeknüpfte Bündnis mit Zar Peter eifrig wieder erneuert, und nun schwärmten, um die Verwirrung immer bunter zu machen, auch noch Russen im Lande umher, und Marienburg, im Mittelpunkt zwischen den reichen, alles Raubgesindel anlockenden Werdern, mußte abermals für alles die Zeche bezahlen.

Schon im Jahre 1705 war es von dem Marschall der für August verbundenen Kron-Armee, Chomentowski, berannt worden. Die Bürgerschaft war zur Übergabe bereit,

[1] *Kurfürst von Sachsen, „der Starke".* [2] *Polnische Partei.*

allein ein schwedischer Hauptmann, welcher mit 80 Mann in der Stadt lag, wollte den ihm von dem Rat bewirkten freien Abzug nicht annehmen. Da drangen gegen 3000 Polen und Sachsen durchs Marientor herein, das Schießen der Polen, das Angstgeschrei der sterbenden Schweden war, wie eine handschriftliche Chronik berichtet, entsetzlich anzuhören; dann stürmten die Polen, von den besonneneren Sachsen vergeblich auseinandergepeitscht, die Häuser, die Schweden wurden teils niedergehauen, teils mit ihrem tapferen Hauptmann gefangen, die Stadt aber zwei Tage lang geplündert.

Ein andermal (1709) machten Streifzügler zur Nachtzeit einen Angriff auf Marienburg. Sie schlichen über das Eis der zugefrorenen Nogat in das unbesetzte Schloß, überfielen die schwedische Torwache und drangen nun aus dem Schlosse über den Kirchhof gegen den Markt vor. Nun eilten indes die Schweden aufs Vorschloß und leisteten dort so lange entschlossenen Widerstand, bis schwedische Hilfe aus Mewe eintraf.

Doch mitten in diesem Gewirre, in dem man kaum Freund und Feind zu unterscheiden vermag, wechselt schon wieder die Szene des tumultuarischen Dramas. Karl XII., welcher tollkühn die Sache auf die Degenspitze gestellt und wie ein verwegener Spieler die Kriegswürfel in das Moskowiterreich geschleudert hatte, war am 8. Juli 1709 geschlagen worden. Da fühlte plötzlich auch sein Schützling Stanislaus seinen Thron unter sich wanken, gab fortan alle Hoffnung auf und flüchtete mit den Schweden nach Pommern. Ebenso rasch mußte auch in Marienburg die schwedische Besatzung den Polen und die polnische den Sachsen unter Goltz weichen, der als sächsischer Bevollmächtigter die Starostei und das ökonomische Amt übernahm.

Am 2. Juni 1710 aber kam August II. selbst, nachdem er auf dem Reichstage zu Warschau sich auf dem polnischen Throne befestiget, in Marienburg an. Er hatte die Reise zu Wasser gemacht, vor Marienburg stieg er ans Land und ritt eiligst durch die Stadt nach dem Schlosse. Ihm folgten seine Geliebte, die Gräfin Cosel, und ein Troß von einigen hundert Handpferden, Wagen und Mauleseln.

Ohne sich *in seiner Hofhaltung* stören zu lassen, erhielt August die Kunde, daß die Polen abermals den König Stanislaus und die Schweden ins Land gerufen. Auch war nach einem unerhört harten Winter, der über die Ostsee, die beiden Belte und den Sund eine Eisbrücke schlug und ganze Häuser mit Schnee bedeckte, in Preußen die Pest ausgebrochen und näherte sich immer drohender auch Marienburg, wo sie in diesem Jahre allein 1102 Menschen, den vierten Teil aller Einwohner, hinwegraffte. Der König zögerte lange, ihr zu weichen; als jedoch zwei von seiner eigenen Dienerschaft daran starben, setzte er den bereits nach Marienburg ausgeschriebenen Landtag aus und begab sich zuerst nach Danzig und am 14. Dezember endlich nach Sachsen zurück.

Hinter ihm aber schlugen die empörten Wogen sogleich wieder in das alte Chaos zusammen. Die inneren Parteien wüteten gegeneinander und gegen die Russen im Lande unaufhaltsam fort und versenkten das unglückliche Reich immer tiefer in die vollständigste Anarchie. Kein Wunder daher, daß die Russen dasselbe schon während des Siebenjährigen Krieges als ein herrenloses Gut behandelten und, obgleich der

polnische Staat bei diesem Kriege nicht beteiligt war, im Lande und namentlich zu Marienburg ihre fortdauernden Winterquartiere nahmen.
Auf solche Weise hatten die Polen endlich ihr Staatsschiff, das jeder nach seinem Kopfe steuern wollte, gründlich zerschlagen, es mußte an der eigenen Maßlosigkeit zerschellen. Am Ufer aber saßen die Nachbarn und übten das uralte Strandrecht an den Trümmern; so entstand im Jahre 1772 die erste Teilung Polens zwischen Rußland, Österreich und Preußen, wobei dem letzteren Westpreußen mit Marienburg zufiel.
In dem vorbeschriebenen Zeitraume näherte sich das Schloß Marienburg immer mehr dem Verfalle. Schon seit dem ersten schwedischen Kriege hatten die westpreußischen Stände auf ihren Landtagen zu wiederholten Malen auf die Instandhaltung und stärkere Befestigung desselben gedrungen. Aber ihre Anträge blieben unbeachtet; die Starosten, nur auf ihren kleinlichen Vorteil bedacht, legten auf den Schloßumgängen und Wällen Gärten an und bauten gelassen ihren Kohl in den Festungswerken. Um so emsiger zerarbeiteten Wind und Regen die alten Zinnen und Mauern.
Besonders entstellt aber, ja fast alles Ansehens einer Festung beraubt wurde das Schloß dadurch, daß die Starosten seit dem sechzehnten Jahrhundert zunftlosen Ansiedlern gegen Bezahlung und eine jährliche Abgabe die Erlaubnis erteilten, auf den Schloßgründen städtisches Gewerbe, Handwerke und Handel zu treiben. Und so war denn nach und nach bis zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts das ganze Schloß von einer schachernden Gesindelstadt umzingelt und umqualmt, deren elende Häuser die Burg, namentlich an der Nogatseite, bis weit über die Fenster der Erdgeschosse hinaus mit dem Schmutze des Lebens verdeckten.
Auch außerdem wurde das Schloß in jener Zeit noch durch verschiedene Anbaue nach Bedürfnis oder Laune mannigfach verunstaltet.
Doch dieses waren nur kleine Vorspiele. Die gründliche Zerstörung, welcher die Burg anheimgefallen, begann mit dem Brande des hohen Schlosses im Jahre 1644. Der Brand erfaßte und vernichtete das ganze Dach. Mehr aber vermochte er nicht an dem gewaltigen Baue, denn nicht nur alle Treppen waren ja steinern und alle Gänge und Zimmer gewölbt oder mit Ziegeln oder Fliesen geflurt, sondern auch alle Fensterköpfe und sogar die Fensterrahmen von Stein und Eisen. Allein was das Feuer verschont, verwirtschafteten die Starosten, denn das Haus blieb 60 Jahre hindurch unbedeckt. So teilten sich, bei der Gleichgültigkeit der Menschen, die Elemente in die preisgegebene Beute.
Das Mittelschloß war, wie bereits oben erwähnt, zum Sitz des Starosten und zur gelegentlichen Wohnung der Könige bestimmt worden, ein Umstand, dem wir zwar die wesentliche Erhaltung des Ganzen zu verdanken haben, welcher aber auch mancherlei verunglimpfende und verwirrende Umbaue veranlaßte.
So war der Zustand des Schlosses zur Zeit der preußischen Besitznahme.

Es war am 14. September *des* Jahres *1772* bei Anbruch des Tages, da vernahm man Trompetenklänge durch die scharfe Morgenluft; preußische Dragoner zeigten sich unerwartet vor dem Marientore der Stadt. Die Schildwacht der kleinen pol-

nischen Besatzung zog den Schlagbaum herunter, als aber der vorderste Reiter sein Pistol auf den Polen anlegte, ließ dieser erschrocken die Kette los, der Schlagbaum hob sich wieder, und die Dragoner, denen der Generalmajor von Thadden mit einem Bataillon des Garnisonregiments von Sydow auf dem Fuße folgte, rückten rasch und unangemeldet in die überraschte, kaum erwachte Stadt und stellten sich auf dem Markte auf.

Sofort wurde nun *Meisters Großer Remter* würdig ausgeschmückt und auf der Nordostseite desselben ein Thron errichtet. Schon am 27. September waren die Abgeordneten der Landstände auf dem großen Platze der Vorburg versammelt, und nachdem sie hier durch eine Rede des evangelischen Predigers Witthold für die Feier des Tages vorbereitet worden, begab sich der Zug in den Saal zur Huldigung, welche der Oberburggraf von Rohde und der Oberpräsident von Domhardt als Stellvertreter des Königs annahmen. Ein Herold warf neugeprägtes Geld unter die im Schloßhof versammelte Volksmenge aus, und ein Festmahl *im Sommer-Remter* beschloß die Feier. Und so war denn Westpreußen, nach jahrhundertelanger Trennung, mit dem stammverwandten, inzwischen zum Königreich erhobenen Ostpreußen wieder vereinigt und der Monarchie Friedrichs des Großen einverleibt.

Marienburg hatte durch die verschiedenen Wandelungen erst den Fürstensitz, jetzt auch die unter polnischer Hoheit behauptete Suprematie über die kleineren Städte verloren. Zum Ersatz und um „dessen Gewerbe zu fördern", erhielt es nunmehr ein ganzes Regiment Soldaten als feststehende Garnison. Aber diese Gunst gegen die Gewerbe schlug zu künstlerischer Ungunst aus. Die zahlreiche Mannschaft wollte untergebracht, die arme Bürgerschaft mit Einquartierung verschont sein. Es konnte daher nach damaligem Gedankenzuge nicht fehlen: das zunächst gelegene hohe Schloß wurde ohne weiteres zur Kaserne verarbeitet. Indes ging man dabei, wenn auch eben nicht mit Pietät, so doch noch immer mit einer gewissen Mäßigung zu Werke, die sich auf das wirkliche Bedürfnis beschränkte; und in der Tat, der einstige Sitz soldatischer Ritter und jetzt der Zwinger einer ritterlichen Soldateska waren einander so gar fremde nicht.

Die wenigste Veränderung erlitt das Mittelschloß. Indes schien *Meisters Großer* Remter bei seiner unverhofften neuen Bestimmung *als Exerzierraum* denn doch gar zu luftig werden zu wollen, und die Regimentskommandeurs klagen dringend und wiederholt, daß die Fenster offen ständen und das Dach den Einsturz drohe.

Schon war Plan und Anschlag fertig, wonach mehrere Türme und insbesondere auch der schöne Giebel an der Nordecke des Schlosses, sowie die Mauern und Zinnen des Verteidigungsganges unter dem Dache abgebrochen werden sollten. Allein Friedrich der Große erklärte, wie in einer Erleuchtung, „daß er keinen Pfennig dazu hergeben könne", und so wurde die heimtückische Reparatur abgewendet und der Saal für die Nachwelt gerettet.

Indes war dem Schlosse die härteste Belagerung, die es jemals erlitten, schon bereitet. Der Geist der Zeit unterwühlte und umzingelte es mit seinen Minen und Approchen wie ein Maulwurf, immer näher und enger. Wir meinen jenes philisterhafte Utilitätssystem, das keinen Wasserfall duldete, wenn er nicht wenigstens eine

Mühle trieb, das die Schönheit nur als einen sehr überflüssigen Schnörkel der sogenannten öffentlichen Wohlfahrt begriff, und dem aller Genius, weil er sich nicht sofort bei dem klappernden Räderwerk der Staatsmaschine applizierte, überall hinderlich im Wege stand. Ihm war besonders *der Sommer*-Remter, der sich's noch immer herausnahm, auf seine eigene Hand in müßiger Herrlichkeit zu prangen, schon lange ein Ärgernis gewesen, und hier feierte es denn auch zunächst seinen kostbaren Triumph.

Das neue Jahrhundert, das in seinem ungestümen Aufgange schon so vieles Alte niedergeworfen, sollte nun endlich auch die Vernichtung Marienburgs vollenden. Das Schloß, so verstümmelt es auch schon war, bot noch immer neue Anfechtungen, weckte noch immer neue Gelüste, und so wurde denn jetzt, um dort eine Kaserne überflüssig zu machen, die bisherige Besatzung Marienburgs bedeutend verringert, die noch übrige Mannschaft in der Stadt untergebracht und das Schloß zu einem Kriegsmagazin verurteilt.

Diesmal ging man schon kühner und großartiger ans Werk. Was der gefräßige Zahn der nächsten Vorzeit irgend noch unbenagt gelassen: dies alles wurde zertrümmert und zu Schüttböden für Mehl, Salz und Getreide eingerichtet. Ja, der Oberbaurat Gilly hatte sogar den Vorschlag gemacht, das hohe Schloß und das Mittelschloß ganz abzubrechen, um aus den alten Ziegeln ein neues Magazin herzustellen. Doch - wunderliche Zeit der Verwirrung - während der alte Gilly über seinem Zerstörungsplane brütet, sitzt sein Sohn auf den Trümmern, um noch in aller Geschwindigkeit die ursprüngliche Schönheit des Schlosses, bevor es gänzlich zerstört, für die Nachwelt aufzuzeichnen, und diese Zeichnungen des leider zu früh verstorbenen talentvollen Architekten, haben auch wirklich zum ersten Male die Aufmerksamkeit der Mitwelt auf die versinkende Herrlichkeit gerichtet.

Dieser Verwüstung waren, außer den gewaltigen Mauern des Schlosses selbst, nur noch die Schloßkirche mit dem großen Marienbilde in ihrer äußeren Vertiefung, die Annenkapelle, der Schloßturm, der geschmückte Eingang in die Schloßkirche und einige Verzierungen von bunten Ziegeln in den Mauern entgangen.

Erst im Jahre 1803 aber scheint ein scharfrügender, von Max von Schenkendorf verfaßter Aufsatz dem Staatsminister Freiherrn von Schrötter, welcher die ganze Verwüstung angeordnet, über die Bedeutung seines Beginnens die Augen geöffnet zu haben. Für das Große empfänglich, wie er immerdar gewesen, und nun fast erschreckt und überwältigt von der plötzlichen neuen Überzeugung, war auch seine Umkehr rasch und entschlossen genug. Er gebot sofort, mit der weiteren Zerstörung einzuhalten, ja der König selbst befahl mittelst Kabinettsorder vom 13. August 1804, daß für die Erhaltung des Schlosses, als eines so vorzüglichen Denkmals alter Baukunst, alle Sorge getragen werden solle.

Zwar beabsichtigte Schrötter nun sogar eine Wiederherstellung der noch erhaltenen Schloßteile, und es mußte die Restauration veranschlagt werden. Allein noch fehlte überall Sinn, Verständnis und der rechte Wille; die beteiligten unteren Baubeamten, in ihren gewohnheitsseligen Handwerkerneigungen unbequem gestört, erhoben absichtliche Schwierigkeiten, und so lief der ganze, gutgemeinte Versuch endlich darauf

hinaus, daß im Jahre 1806 die Dächer ausgebessert, der Bau aber schon im Herbste wieder eingestellt und wegen des inzwischen ausgebrochenen Krieges auch nicht weiter fortgesetzt wurde.
Wir aber wollen über den in ihrer Art sehr ehrenwerten Männern, welche Hand ans Schloß gelegt, nicht unbillig den Stab brechen. Jede Generation hat ihren eigentümlichen Aberglauben, und in ihrer Zeit befangen, die nicht begreifen konnte, daß Poesie dem Volke so nützlich sei als Mehl oder Speck, glaubten jene ohne Zweifel ehrlich, das Rechte zu tun. Diese Zeit der hausbackenen Nützlichkeit jedoch müssen wir allerdings als eine durchaus prosaische und trostlose bezeichnen, und am wenigsten fanden wir uns veranlaßt, das, was sie verschuldet, zu verbergen oder zu bemänteln, zumal nachdem König und Volk den Frevel anerkannt und, soviel an ihnen stand, hochherzig vor aller Welt wieder gutgemacht haben.
Doch die Zeit wurde nun durch unermeßliches Unglück gewaltsam aufgerüttelt. Alle Nützlichkeitstheorien hatten sich als unnütz erwiesen, und die Ungewitter der Weltgeschicke gingen, um die dicke, dumpfe Luft zu reinigen, zündend und weckend über das erschrockene Land.
Auch Marienburg erblicken wir wieder inmitten der französischen Heereszüge vom Jahre 1807, durch seine Lage, seine ehemaligen Festungswerke, durch die weitläufigen Gelasse seines Schlosses und die Belagerung des nahen Danzig unabwendbar in den Wirbel der verheerenden Ereignisse hineingerissen.
Erst am 22. November 1808, nach einer fast zweijährigen Zwingherrschaft, erfolgte die endliche Räumung der Stadt. Kaum hatte die Fähre mit den letzten Franzosen das jenseitige Nogatufer erreicht, da ertönte es vom uralten Rathausturme: „Nun danket alle Gott!" und noch am Abend desselben Tages vereinigte sich die gesamte Bürgerschaft in freudiger Aufregung zu einem wahren Volksfeste.
Noch einmal jedoch sollte sich das Schauspiel mit allen seinen Drangsalen wiederholen. Das große französische Heer wälzte sich im Jahre 1812 abermals über Marienburg gegen Rußland hin; die seit 1807 wieder verfallenen Schanzen wurden eiligst von neuem aufgenommen, das hohe Schloß wurde wieder Magazin, das Mittelschloß wieder Lazarett. Dahinten aber über ganz Deutschland wogt und blitzt es, bunt und in allen Sprachen schallend, wie eine soldatische Völkerwanderung; es war auf die Eroberung eines Weltteils abgesehen.
Doch Gott hatte es anders beschlossen.

Jede denkwürdige Ruine hat ihren frommen Hüter. Auch die Marienburg war in dieser Hinsicht wohlbedacht. Dr. Häbler, fast ein Menschenalter hindurch evangelischer Prediger der Stadt, machte es zur Aufgabe seines Lebens, mit beharrlicher Liebe und Treue die Geschichte des Schlosses, seine früheren Zustände und Verwandlungen zu erforschen.
Allein er war mit seinem Wünschen und Hoffen lange einsam und unbeachtet geblieben. Zwar wurde auf Veranlassung des erwähnten Schenkendorffschen Aufsatzes schon vor dem Jahre 1806 die Wiederherstellung des Baues angeregt; aber das hereinbrechende Kriegsunglück hatte keine Zeit zu solchen Gedanken. Nachdem aber

folgte jene tiefe, dumpfe Gewitterschwüle, eine heimlich arbeitende Zeit ernster Heimkehr in sich selbst, äußerer Armut und inneren Reichtums. Das goldene Kalb materieller Macht, das sie so lange angebetet, lag zerschmettert; sie mußte sich nach anderen Göttern umsehen, vor allem aber mußte man erst den wankenden Boden sichern, bevor man darauf baute.

Da griff plötzlich Gottes Hand allmählich ordnend durch die ziehenden Verhängnisse. Im Brande von Moskau leuchtete das blutige Morgenrot einer neuen Zeit mahnend herüber. Eine ungeheure Ahnung flog über ganz Deutschland. Das Land Marienburgs aber hatte den Umschwung der Geschicke zuerst gesehen, und von hieraus flammte jene hinreißende Begeisterung auf, die mit ihren Freiwilligen und Landwehren alle deutschen Völker zu einem Siegesheer verbrüderte.

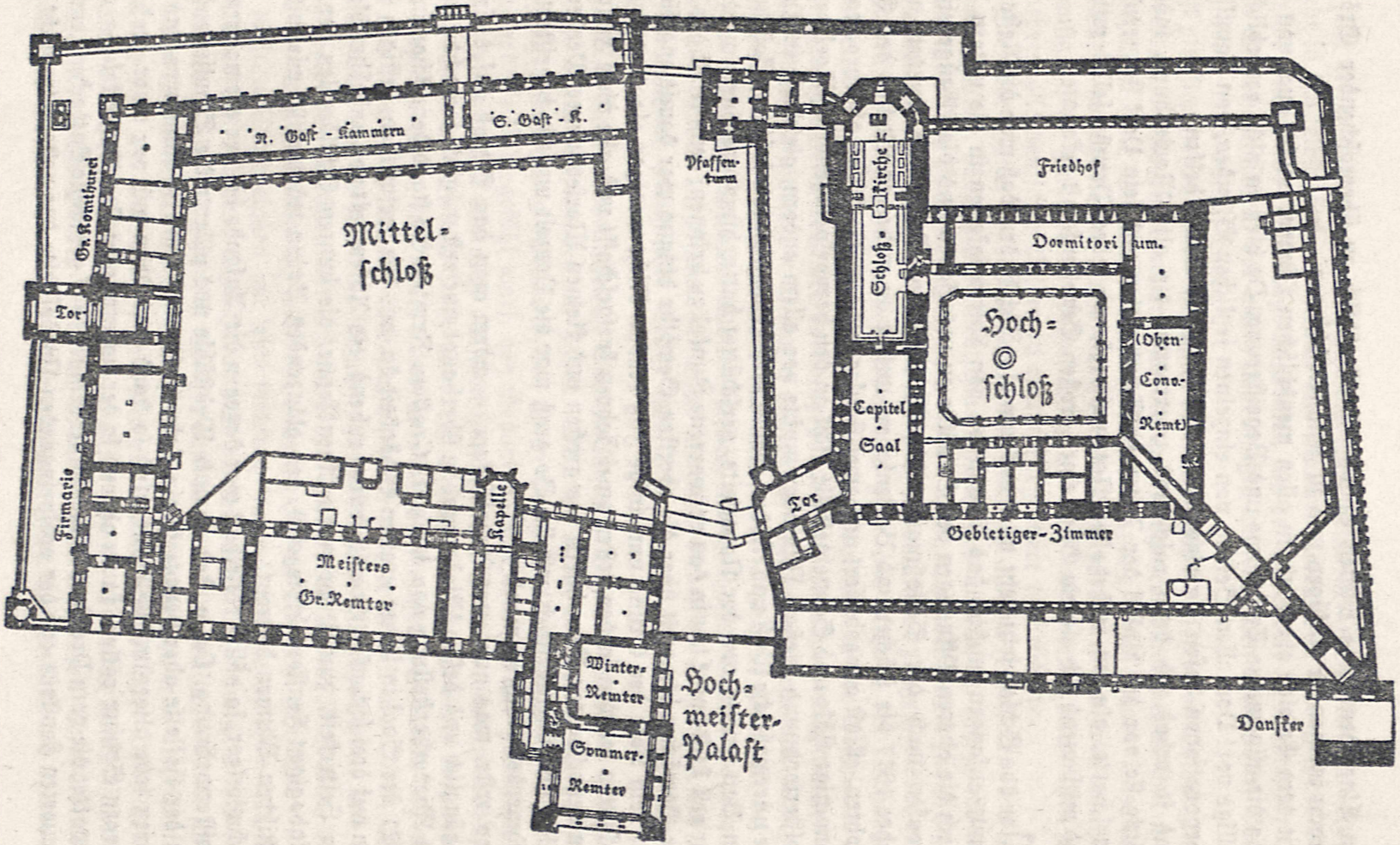
Dieser Sieg aber hatte, außer den Franzosen, auch den innern Feind, der jene einst ins Land gerufen, überwältigt. Deutschland hatte, fast überrascht, sich selber wiedererkannt, und die Herzen, einmal vom Hohen berührt, wurden auch für die großen Erinnerungen der Vorzeit und die Denkmale, die von ihnen zeugen, wieder empfänglich. Man erkannte, daß es kein Vorwärts gebe, das nicht in der Vergangenheit wurzelte, daß der Stammbaum jedes neuen Gedankens in der Geschichte, den Gesinnungen und Irrtümern der vorübergegangenen Geschlechter nachzuweisen sei, und man sehnte sich überall nach einem dauernden Symbol dieser neuen Überzeugungen und Zustände. Aber es wäre wie anderswo, so auch in Preußen bei der fruchtlosen Sehnsucht und alles nur ein schöner, märchenhafter Traum geblieben; - da wies auf einmal ein Mann, der schon manchen Gedanken entzündet, auf das rechte Stammhaus preußischer Größe und Bildung, auf die verlassene Marienburg hin.

Der damalige Oberpräsident, jetzige Staatsminister v. Schön war es, der auf seiner Durchreise durch Marienburg im Jahre 1815, den alten, erhabenen Burggeist in seiner ganzen Bedeutung erkennend, den ersten Gedanken leuchtend und zündend in jenes ungewisse Volksgefühl warf, den Gedanken, im Stein für alle Zeiten zu bekunden, wie der treuen Eintracht zwischen Herrscher und Volk die wunderbare Macht gegeben, das ewig Alte und Neue aus dem Schutt der Jahrhunderte verjüngend wieder emporzurichten. Mit leerer Hand, aber im hochherzigen Vertrauen, daß alles Große und Rechte sich immer selber Bahn schaffe, ging er getrost ans Werk, überpfeilerte mutig manche kleinliche Ungunst, zweifelsüchtige Gleichgültigkeit und alle die Nachzügler der schlechten Zeit und hat in dem wiederhergestellten Riesenbau, ohne es zu wissen und zu wollen, sich selbst ein unvergängliches Denkmal gestiftet.

Jedes tüchtige Unternehmen hat seine fröhliche Jugend. Und so möchten wir auch die Anfänge dieses Baues bezeichnen: jene ahnungsvolle Spannung, womit, wie in einem Bergwerke, die wackeren Steiger bald da, bald dort anklopfend und schürfend, sich in den dunklen, reichen Schacht der Vorzeit vertieften, jene ursprüngliche Freude und Lust am Entdecken, wenn bald ein uraltes Fenster oder Bodengetäfel unerwartet zum Vorschein kam, jetzt ein schlanker Pfeiler aus seiner hundertjährigen Verwünschung erlöst wurde, wenn an Wänden und Gurtbögen halbverblichene Gemälde und fromme Sprüche wieder aufdämmerten und endlich die verworre-

nen Lineamente des wüsten Chaos sich allmählich zu überraschender Größe und Pracht ineinander zu fügen und zu gestalten schienen.
Mit dem Erfolge aber, wie in allen menschlichen Dingen, wuchs auch von Tag zu Tag die allgemeine Teilnahme und Begeisterung. Da hieß es nicht vergeblich: Freiwillige vor! Von allen Seiten, von einzelnen jeglichen Standes, von Familien und Korporationen liefen Anerbietungen ein; ein jeder wollte helfen.
Und so erhob sich denn rasch und unerwartet die alte Marienburg, indem der König sie vor der Unbill der Zeiten in Schutz nahm und sein Volk sich treulich um ihn scharte, als ein wahrhaftes Nationalwerk, wo jeder Preuße selbst mithelfend und mitbauend sich als ein Glied einer großen Genossenschaft erkannte.

Wer das Schloß jetzt sieht, wird es kaum glaublich finden, daß man die Restauration damit anfangen mußte, das Ausgießen von Unreinigkeiten in die untern Räume durch die oberen Öffnungen der Gewölbe zu untersagen und die Abzüge vielfacher Kloaken nach der Schloßmauer hin zu schließen. Demnächst wurden noch im Jahre 1817 die Dächer und Balkenlagen, welche an mehreren Stellen den Einsturz drohten, eiligst ausgebessert und zwei Häuser auf dem Vorschloß abgebrochen, deren schmutzige Höfe und Schweineställe dicht an den hervorspringenden Flügel der Hochmeisterwohnung stießen. Nun aber mußte vor allem andern, gleichwie in Pompeji, der unermeßliche Wust und Moder, womit die Gleichgültigkeit früherer Jahrhunderte den Bau, zumal von der Nogatseite, verschüttet hatte, hinweggeräumt werden, um nur erst Luft und Licht in das verworrene Dunkel zu bringen; denn selbst das Innere der Gemächer bis weit über die obersten Gewölbe hinaus war damit angefüllt und auf dem Hofe der Grund um einige Fuß erhöht. Nicht weniger als 48 000 Fuhren Schuttes wurden in den ersten zwei Jahren fortgeschafft und alle diese Fuhren von den benachbarten Bewohnern des großen und kleinen Marienburger Werders freiwillig und unentgeltlich gestellt. So groß war die Vorzeit und die begeisterte Teilnahme der Nachkommen!
Das erste, was nun zum Angriff kam, nachdem man das Schloß auf diese Weise zugänglich und dessen Wiederausbau überhaupt nur erst möglich gemacht hatte, war die Wiederherstellung *von Meisters Großem* Remter. So stand denn schon im Jahre 1821 der Saal in seiner uralten Schönheit da, mit den zartweißen, luftigen Gewölben auf drei schlanken Granitpfeilern ruhend, ein Aufenthalt von unbeschreiblich milder Heiterkeit, zumal, wenn die Abendsonne, die bunten Schildereien der hohen, spitzbogigen Fenster abspiegelnd, den glänzenden Boden träumerisch wie mit phantastischen Blumen bestreut.
Schwieriger, ja völlig rätselhaft war dagegen die Aufgabe bei der ehemaligen Hochmeisterwohnung. Da sausten *damals* Webstühle und plärrte die Schuljugend; vorn an der Hofseite aber verwirrte ein Labyrinth von Zimmern, Kammern und Hausfluren jede altertümliche Spur. Und so stand man denn wie vor einer großen steinernen Sphinx ratlos, kaum ahnend in der unentwirrbarsten Verwickelung, als unerwartet die vom Prediger Häbler im November 1817 gemachte Entdeckung eines vermauerten Fensters auf der vorspringenden Nordostseite das erste Streiflicht in das



Grundriß. Nach Aufnahme der Staatlichen Schloßbauverwaltung, Marienburg, 1937. (Nachdruck verboten)

peinliche Dunkel warf. Denn diese Öffnung mit ihrer alten, noch völlig erhaltenen Stuckverzierung wies offenbar auf ein ehemaliges Kirchenfenster hin und leitete zuerst zu der späterhin durch weitere Nachforschungen und Archivalien bestätigten Annahme, daß hier einst die Hauskapelle des Hochmeisters gewesen und daß mithin der jetzt dabei befindliche äußere Treppenaufgang, der doch unmöglich durch die Kapelle zu den hochmeisterlichen Wohngemächern führen konnte, neu und wieder wegzuräumen sei.
Indem man jedoch nun in abermaliger Ungewißheit vorsichtig weiter umherlugte und tastete, gab endlich eine zweite Entdeckung den Ausschlag. Mitten in jenen polnischen Durcheinanderbauten stieß man nämlich auf einen vermauerten, hohen und prächtigen Spitzbogen, der einen unmittelbaren Eingang zu dem alten oberen Hausflur bildete. Zu ihm mußte ehemals eine Treppe führen, und diese konnte nur aus dem Raume unter Meisters Kapelle, also von der Tür in der Nordostecke des Vorsprunges hinaufgeführt haben. Hier wurde daher in Ermangelung bestimmter Nachrichten der vermutliche alte Aufgang angenommen und aus jenem Raume, als dem ehemaligen Aufenthalte des Torwarts, eine breite, steinerne Treppe zu dem Spitzbogen hergestellt. Und somit war denn die Burgpforte wieder erobert und die fremde Besatzung: der Schulmeister und die Proviantbeamten mußten ihre eingebauten Wohnungen räumen, welche ohne Verzug überall herausgeworfen wurden.
Bald darauf besuchte auch Johannes Voigt, der Geschichtsschreiber Preußens, Marienburg. Der tiefe Eindruck, den der Bau auf ihn machte, die gesammelten Nachrichten und Andeutungen, die ihm Häbler mitteilte, veranlaßten ihn zu eifrigen und unausgesetzten Nachforschungen im Geheimen Archive zu Königsberg, wo sich mehr aus dem Untergange des Ordens gerettete Verwaltungs- und Baurechnungen des ehemaligen Haupthauses vorfanden. Diese Rechnungen gaben aber nicht bloß von den gezahlten Summen, sondern auch darüber, wo, wie und warum gebaut, ausgebessert, getäfelt oder übermalt worden war, fast chronikenartig sehr ausführliche Auskunft. Sie haben daher über die Einrichtung des Ganzen, über die Bestimmung und den Zusammenhang einzelner Teile des Schlosses ein oft überraschendes Licht verbreitet. Von nun ab sehen wir demnach Historiker und Architekten, Hand in Hand, immer tiefer und sicherer vordringen und wollen sie auf ihrem weiteren Gange in möglichster Kürze begleiten.
Der geräumige Hausflur, den man jetzt aus jenem entdeckten Spitzbogen zunächst betrat, hatte zur Rechten des letzteren noch sein altertümliches Gewölbe bewahrt, samt dem starken, viereckigen, abgekanteten Grenzpfeiler, worauf es ruht, dem einzigen in dieser Art im ganzen Schlosse. Links vom Eintritte aber nach der Hofseite hin waren sämtliche Gewölbe von den Polen zerstört worden; nur die Seitenmauer zeigte noch Spuren davon und ließ namentlich den mittleren Spitzbogen ganz deutlich erkennen. Hiernach wurde das Gewölbe im Jahre 1823 mit besonderer Sorgfalt wiederhergestellt und auf drei nebeneinanderstehende, achteckige Granitpfeiler gesetzt, deren gemeinschaftlicher Knauf das in Stein gehauene Wappen des Staatsministers v. Stein enthält, welcher einen dieser Pfeiler errichtet hat. An den Wänden aber hängen alte, lebensgroße Hochmeisterbilder, die man im Kloster Karthaus entdeckt, und Helme, Harnisch und Waffen dazwischen; ein Ritter in voller Rüstung mit geschlossenem Visier steht dem Eingange gegenüber wie eine versteinerte Wache.

Doch schon schweift der Blick, fast unwiderstehlich angezogen, in die Hallen des unmittelbar anstoßenden Ganges, der in heiterer Pracht die Nähe des Fürsten verkündet, als träte man hier durch die engen, gedrückten Türen und dunklen Räume, wie aus einem Schachte, plötzlich unter Gottes freien Himmel heraus. Diese leichten schönen Kreuzgewölbe, ihrer ganzen Länge nach seitwärts von freistehenden, schlanken Granitpfeilern in der abgeschwächten Mauer nur wie zum Spiele getragen, von fünf hohen Fenstern durch und durch sommerlich erhellt, sie sind wie ein Lichtgruß des Burggeistes, der, durch das zudringliche Pochen und Hämmern der geschäftigen Zeit von Gemach zu Gemach aus dem eigenen Hause vertrieben, hier der endlichen Lösung seines Baues entgegenharrte. Denn dieser Gang hat alle Jahrhunderte der Schmach in fast unversehrter Altertümlichkeit überdauert.
Als Vorhalle zu dem Herrlichsten, was Marienburg und wohl die altdeutsche Baukunst überhaupt aufzuweisen hat, deutet dieser Gang überall auf die Höhen des Lebens, auf Kunst und Wissenschaft, die den Bau begründet und jetzt gleichsam von neuem wieder entdeckt haben.
Aus dem Gange führen drei Türen, die erste durch eine Vorhalle in *den Winter*-Remter, den wir später betreten werden, die andere zu einer Windetreppe von 112 Stufen, welche aus Kalksteinplatten so gearbeitet sind, daß sie selbst durch ihr Aufliegen aufeinander zugleich die Treppenspindel bilden. Diese Treppe verbindet nicht nur dieses Geschoß mit dem Erdgeschosse, sondern steigt auch aufwärts über den Gewölben zu den Zimmern hinauf. Sie war vom Gange ab bis in die Tiefe verschüttet und in den untern Ausgängen vermauert. Noch im Jahre 1817 wurde sie ausgeräumt und - Dank dem schirmenden Moder - in ihrem alten Zustande unversehrt befunden. Die dritte Tür aber bildet den Eingang zu *dem Sommer*-Remter.
Auch dieser weite, hohe Eingang mit seinen steinernen Sitzbänken zu beiden Seiten und den zierlichen Stuckverzierungen darüber hatte sich durch alle Verwüstungen hindurch in der alten Pracht erhalten, nur die Tulpenblätter in den Verzierungen mußten neu eingesetzt werden. Dagegen war der Saal selbst bei seiner Einrichtung für den Schulmeister und die Weber um so unnachsichtlicher zerstört worden, je spröder und unbequemer seine durchaus ritterliche Haltung sich jenem Gebaren erwies. Die Wände, ja selbst die sich senkenden Gewölbegurten waren unbarmherzig zerhackt, die Fenster zum Teil gänzlich, andere halb vermauert, die rund um den Saal laufenden steinernen Sitzbänke überall hinweggebrochen. Alles dies mußte wieder neu geschaffen sowie die in das Gewölbe eingeschlagenen Löcher, durch welche die Schornsteine der eingebauten Wohnungen gezogen waren, wieder vermauert werden. Die Herstellung der Fenster aber erleichterte der Umstand, daß man teils in einem der vermauerten, teils unter dem Schutte eines Kellerraumes noch eine steinerne Sohlbank nebst mehreren hierher gehörigen Fensterpfosten entdeckt hatte, welche dabei zum Vorbild dienten, während die Stuckverzierungen in den Fenstern nach dem gleichartigen Schmucke im Eingange abgeformt wurden. Diesem Remter *war* schon im Jahre 1819 im wesentlichen seine altertümliche Gestalt wiedergegeben *und wurde später eine würdige Ausschmückung zuteil.*
Welch ein Saal aber, der solchen überreichen Schmuck als freundliches Beiwerk hin-

nehmen darf, ohne davon erdrückt zu werden! Sein edles Gewölbe ruht bekanntlich in der Mitte kühn auf einem einzigen Granitpfeiler, als hätte der alte Baumeister hier alle großen Erinnerungen, alle Macht und Pracht des Ordens in einen Gedanken zusammenfassen wollen, der alles ernst und streng zum Himmel emporpfeilre. Und damit dieses Emporpfeilern des Irdischen um so gewaltiger erscheine, zeigen zehn hohe und breite Fenster, in doppelter Reihe übereinander, eine unermeßliche Aussicht eröffnend, ringsumher die Erde nur wie ein fernes schönes Bild, als stünde man hier auf den Gipfeln des Lebens, wo alles Gemeine sein Recht verloren. Nach den alten Rechnungen war dieser Remter zur Ordenszeit mit Krone und Wandleuchtern versehen. Man denke ihn sich so erleuchtet, die Gewölbe, Gurten und Verzierungen im wandelnden Widerschein der Kerzen, wie lebendig ineinanderrankend, und draußen den Saal selbst, fast lauter Fenster, bei dunkler Nacht wie eine Lichtkrone über dem stillen Lande. -

Dieser Saal hatte in frühester Zeit eine Tür nach dem südöstlich anstoßenden *Winter*-Remter des Hochmeisters; sie wurde aber schon im Jahre 1414 vermauert und bei der Herstellung nicht wieder geöffnet. Wir müssen daher auf den oben beschriebenen Gang wieder zurück und von diesem durch eine kleine Vorhalle eintreten.

Die Wiederherstellung des *Winter*-Remters begann im Jahre 1819. Auch das Gewölbe dieses Saales ruht auf einem achteckigen Granitpfeiler, der sich jedoch von allen andern dadurch unterscheidet, daß er oben schmucklos und ohne alles Gesimse die sich senkenden Gewölbegurten aufnimmt, so gleichsam den Schlußstein des schönen Gewölbes bildend.

Man möchte Meisters Kapelle, wie sie war und jetzt wieder dasteht, eine fürstliche Einsiedelei nennen; nirgends die Schauer eines mächtigen Doms, alles lieblich, in sich beglückt und ahnungsvoll, wie der leise Flügelschlag eines Engels, der durch die Stille eines heiteren Sonntagmorgens grüßend vorüberzieht.

Im Orden war die Andacht noch kein fremdes, von der Tagesarbeit ängstlich geschiedenes Geschäft, sondern recht mitten in dem rüstigen Leben, dieses stündlich verklärend und beseelend. Und so finden wir auch jene Kapelle rings von des Hochmeisters täglicher Wohnung umgeben, und eine Tür derselben führt unmittelbar in seine Schlafkammer. Diese Kammer, von einem Kreuzgewölbe ohne Kragsteine überdeckt, bietet jetzt einfach wieder den würdigen Anblick dar, den sie nach alten Nachrichten und den vorgefundenen Spuren in Wand und Mauer vor Jahrhunderten gewährt haben mag. Es ist, als wäre der Meister eben nur über Land geritten und müßte jede Stunde wieder heimkehren.

So waren denn die Säle, Hallen und Pfeiler der eigentlichen Hochmeisterwohnung überall aus dem Schutt der Zeiten neu erstanden. Allein unter ihr wiederholt sich in seinen Hauptzügen derselbe Bau noch dreimal bis in den tiefsten Grund hinab, unten noch roh, niedrig und massenhaft, je höher er aber durch die Kellergeschosse und das Erdgeschoß emporsteigt, desto freier, klarer und schlanker schon die obere Pracht erstrebend und andeutend.

In das Erdgeschoß gelangt man durch eine Tür vom Schloßhofe, und zwar zunächst auf einen Hausflur oder Gang, neben dem mehrere mit einfachen Tonnengewölben

bedeckte Räume (ehemals Meisters Küche, Küchenkammer und Wohnstube des Kochs) sich befinden.

Neben *dem Aufgang zur Hochmeisterwohnung* ist in derselben Richtung und nur um sechs Stufen einer quer durch den Hausraum gehenden Treppe tiefer ein anderer, im schönen Spitzbogen hochgewölbter Gang. Es ist wie ein Traum von dem prächtigen Remtergange unmittelbar darüber. Da stehen wie droben die steinernen Sitzbänke in den Fenstervertiefungen, rechts wieder der runde Brunnen, am Ende des Ganges der hohe, schön verzierte Eingang. Dieser Eingang aber führt zu vier nebeneinander liegenden Stuben.

Steigen wir nun auf der Windetreppe weiter in das erste oder obere Kellergeschoß hinab, so finden wir noch einmal, wie oben, den Gang wieder, den runden Brunnen und zur Seite abermals vier Stuben mit Pfeilern. Aber die Tür von der Treppe ist hier schon auffallend enge, Gang und Stuben sind niedrig in flachen Bogen überwölbt, die Pfeiler nicht mehr geschliffen, als wäre alles eben erst im Wachsen und Werden begriffen.

Immer tiefer endlich gelangen wir auf derselben Windetreppe in das untere Kellergeschoß; abermals der Gang und vier Keller daneben, jeder wie die Stuben über ihnen mit flachem Gewölbe und einem viereckigen, ungeglätteten Granitpfeiler, und ihnen zur Seite ein großer Keller, auf drei ebensolchen Pfeilern ruhend. Auch hier kann man rechts am Gange aus dem Brunnen schöpfen, der durch alle Geschosse in der Mauer hinaufsteigt. Weiterhin aber unter einem gewaltigen Kreuzgewölbe noch aus der Zeit der früheren Vorburg, über welchem bei dem Aufbau der Hochmeisterwohnung noch ein mächtiges Tonnengewölbe geschlagen wurde, das alle oberen Quermauern trägt, strecken sich ungeheure Kellerräume unter dem ganzen Raume hin, als ob hier ein Riesenbaum seine Wurzeln wie Gebirgsadern durch den Boden treibe.

Doch wir flüchten uns vor der fast dämonischen Übermacht dieser unterirdischen Hallen und treten auf einer besonderen Treppe unmittelbar wieder ins Freie, auf den Burghof hinaus.

Überschreiten wir nun, diesen Hof verlassend, auf der nach Süden gelegenen Brücke den dort abschließenden trockenen Graben, so kommen wir vor ein hohes, spitzbogiges und mit verglaseten Ziegeln reich verziertes Burgtor, den ehemaligen einzigen Eingang zum hohen Schlosse. Dieser Eingang ist wenigstens äußerlich in seiner alten Pracht erhalten und wie zur Ordenszeit durch eine große eichene Tortür mit einer kleinen Durchgangstür wieder geschlossen worden. Das hohe Schloß selbst aber, auch das rechte Haus genannt, bildet ein regelmäßiges Viereck, das einen Burghof von 85 Fuß Länge und 102 Fuß Breite umschließt, in dessen Mitte sich ein schöner, gleichfalls wiederhergestellter Brunnen befindet. Das 70 Fuß hohe Haus, ehemals ringsumher mit Zinnen und an jeder Ecke mit kleinen viereckigen Türmen geschmückt, erhob sich in vier bis unter das Dach kunstreich gewölbten Stockwerken. Auf drei der inneren Seiten der Burg liefen, wahrscheinlich in allen Stockwerken, gleichfalls gewölbte und auf gemauerten Pfeilern ruhende Umgänge umher, auf welche die Gemächer und Säle ihre Ausgänge hatten. An der nordwestlichen Seite, gleich an dem vorerwähnten Eingange, führte eine einfache, seitwärts gewundene, überwölbte

Steintreppe aus dem Bogengange des Erdgeschosses durch eine ziemlich niedrige Türöffnung in das erste Stockwerk, und zwar zunächst in den geräumigen Hausflur, von welchem man auf einem durch einen hohen, offenen Bogen eröffneten Gange zu dem Kapitelsaal gelangte. Dieser befand sich auf der Nordostseite des Vierecks, deren andere Hälfte die Schloßkirche einnahm, welche früher nach dem Mittelschlosse hin mit drei hohen Fenstern und einem nach der inneren Seite des Burghofes versehen war. Später verlängerte der Hochmeister von Altenburg diese Kirche, sie durchaus neu überwölbend, weiter nach Südosten hin, gründete unter ihr die Annenkapelle und setzte daneben den Schloßturm auf. Damals führte der Umgang im inneren Schloßhofe vom Kapitelsaale zu dem im hohen Spitzbogen tief in die Mauer eingelegten und vorzüglich verzierten Eingange der Kirche, welcher wegen seiner reichen Vergoldung die goldene Pforte genannt wurde. Noch ist die alte Tür desselben vorhanden und an dem phantastisch verschlungenen Bild- und Blätterschmucke aus gebranntem Ton die ehemalige Vergoldung sichtbar.

Die schöne Empore *in der Schloßkirche*, Standbilder und Chorstühle stehen noch in ihrer altertümlichen Pracht. Man begnügte sich, einstweilen alles zu belassen, nur die auf der südlichen und östlichen Seite gänzlich verfallenen Mauern wurden gründlich ausgebessert, die Fenster mit ihren Verzierungen und Fensterstöcken erneuert und im Innern die Gewölbe größtenteils neu geputzt.

Zu ebener Erde unter dem nach Südost vorspringenden, von Dietrich von Altenburg auf dem Wallgange des hohen Schlosses hinausgebauten Teile der Schloßkirche befindet sich die Annenkapelle mit zwei einander gegenüberstehenden, tief in die Mauer eingelegten, spitzbogigen Eingängen, deren jeder durch doppelte Türen, eine innere und äußere, geschlossen war. - Schon die sorgfältig wiederhergestellten Stein- und Stuckverzierungen der Eingänge (worunter die klugen und törichten Jungfrauen, der Engel des Gerichts, das Hinscheiden Marias und Christus mit der Siegesfahne) deuten auf die todesernste Bestimmung dieser Kapelle. Sie war die Ruhestätte der Hochmeister und der letzte Gang aller Ritter des Haupthauses. Denn jenseits auf dem Wallgange (Parcham genannt) lag der Kirchhof der letztern, und ihre Leichen mußten durch die Kapelle, wo wahrscheinlich für jeden Ordensbruder das Totenamt gehalten wurde, dorthin gebracht werden. Vor dem einzigen noch übrigen Hochaltare befindet sich der Grabstein des Hochmeisters Dietrich von Altenburg. Unter diesem Steine, der zugleich die bewegliche Gruftdecke bildet, führt eine Öffnung in ein 20 Fuß tiefes Tonnengewölbe. - Außerdem enthält die Kapelle nur noch zwei kleinere Grabsteine. So liegen denn die einfachen Denkmale *von* drei Hochmeistern, die einzigen, welche die Zeit mit sinnreicher Scheu verschont, fortan in Frieden nebeneinander in der feierlichen Stille und lautlosen Abgeschiedenheit, welche diesem Orte jetzt wiedergegeben ist.

Unter den Denkwürdigkeiten Marienburgs hat wohl das große Marienbild an der Schloßkirche den verbreitetsten Ruf. In einer äußeren, weiten Mauernische an der Südostseite dieser Kirche, unmittelbar über dem Abgrund, den die Kirche und die Annenkapelle hier über dem tiefen Burggraben bilden, steht, nur rückwärts an die Mauer gelehnt, die 25 Fuß hohe Gestalt der heiligen Jungfrau, auf dem linken Arme

das Christkind, mit der vorgestreckten Rechten ein metallenes, vergoldetes Zepter emporhaltend, das sich in Eichenblätter und eine Eichel endet. Sie hat ein goldenes Gewand und einen goldenen Mantel darüber, mit goldenen Vögeln gleichsam gestickt, und auf dem Haupte einen weißen, nonnenartig gefalteten Schleier mit einer prächtigen Krone darauf. Die Nische, deren vorn abschüssiger Fußboden von gelben und grünen Fliesen glänzt, ist im Hintergrunde ganz golden, an den Seiten aber blau, mit goldenen Sternen besät.

Es ist wie eine übermächtige Erscheinung des Geistes, der in allen den pfeilernden Sälen und Gängen des Baues geheimnisvoll waltet. Nicht, wie die Burggeister anderer Schlösser, bei düsterer Nacht umherwandelnd, im vollen Licht der heiteren Morgensonne zeigt er sich, von den verwandten Strahlen wunderbar entzündet und durchblitzt. Aber auch keine lieblich weiche Madonna ist das riesenhafte Bild, in der Nähe fast schreckhaft durch die ungeheuren Dimensionen, sondern die mild-ernste Himmelskönigin in allen Glorien ihrer übermenschlichen Hoheit.

Das ganze Bild ist aus Stuck geformt und auf eine über diese Form gezogene frische Stuckmasse sind kleine Pasten von farbigem Glase dicht nebeneinander eingedrückt. Auch die goldenen Pasten bestehen aus einem Glasfluß (gleichviel von welcher Farbe), auf der glatten Oberfläche mit einem Goldblättchen belegt, über welches eine dünne, durchsichtige Glasscheibe angeschmolzen ist. Die Maria mithin, das Christuskind, Gesicht, Hände, Gewänder und Nische, alles ist Mosaik, ein Kunstwerk, auf dessen uralte Vorbilder zwar dunkle Nachrichten noch hinweisen, das aber gegenwärtig in Europa nicht mehr seinesgleichen hat.

Unfern dieses Bildes erhebt sich der schlanke Schloßturm, ehemals auch der Turm am obersten Hause genannt. In der Ordenszeit hatte er offene Zinnen und vielleicht auch eine mit einem Knopfe und einer Fahne versehene Turmspitze; wenigstens ist er mit einer solchen auf einem noch vorhandenen kleinen Kupfer vom Jahre 1649 und auf einem alten Ölgemälde im Rathause zu Marienburg dargestellt. Jedenfalls aber wurde im Jahre 1756 von dem Starosten von Rexin eine moderne, dem Ganzen wenig entsprechende Turmspitze darauf errichtet. Auch diese drohte jetzt den Einsturz, sie ist daher abgebrochen und im Jahre 1841 durch eine neue Spitze ersetzt, das obere Mauerwerk des Turmes aber mit Zinnen und gezinnten Giebeln versehen worden.

Zu allen diesen Bauten verwendete man größtenteils Ziegeln nach dem Vorbild der alten, welche mit besonderer Sorgfalt verfertigt wurden. Alte Granitpfeiler lieferten *andere* ehemalige Ordensburgen, farbige Fliesen *u. a.* das abgebrannte Dominikanerkloster in Danzig. Sandstein wurde in Schweden gekauft und in Marienburg eine eigene Werkstatt von Steinmetzen errichtet, *deren* fortgesetzten, umsichtigen Versuchen es endlich auch gelang, den bildsamen und unverwüstlichen Stuck, wie man ihn im Schlosse vorgefunden, wiederherzustellen.

Durch getreue und umsichtige Anstrengungen war nun alles, was noch zu retten stand, wieder zu würdiger und dauernder Erscheinung gebracht.

Bei weitem am bedeutendsten aber wurde endlich das ganze alte Bild, wie der Ritter durch den Helm, durch die Wiederherstellung der Zinnen gehoben, womit in der Ordenszeit das obere Haus wie das Mittelschloß gekrönt waren. Es waren dies

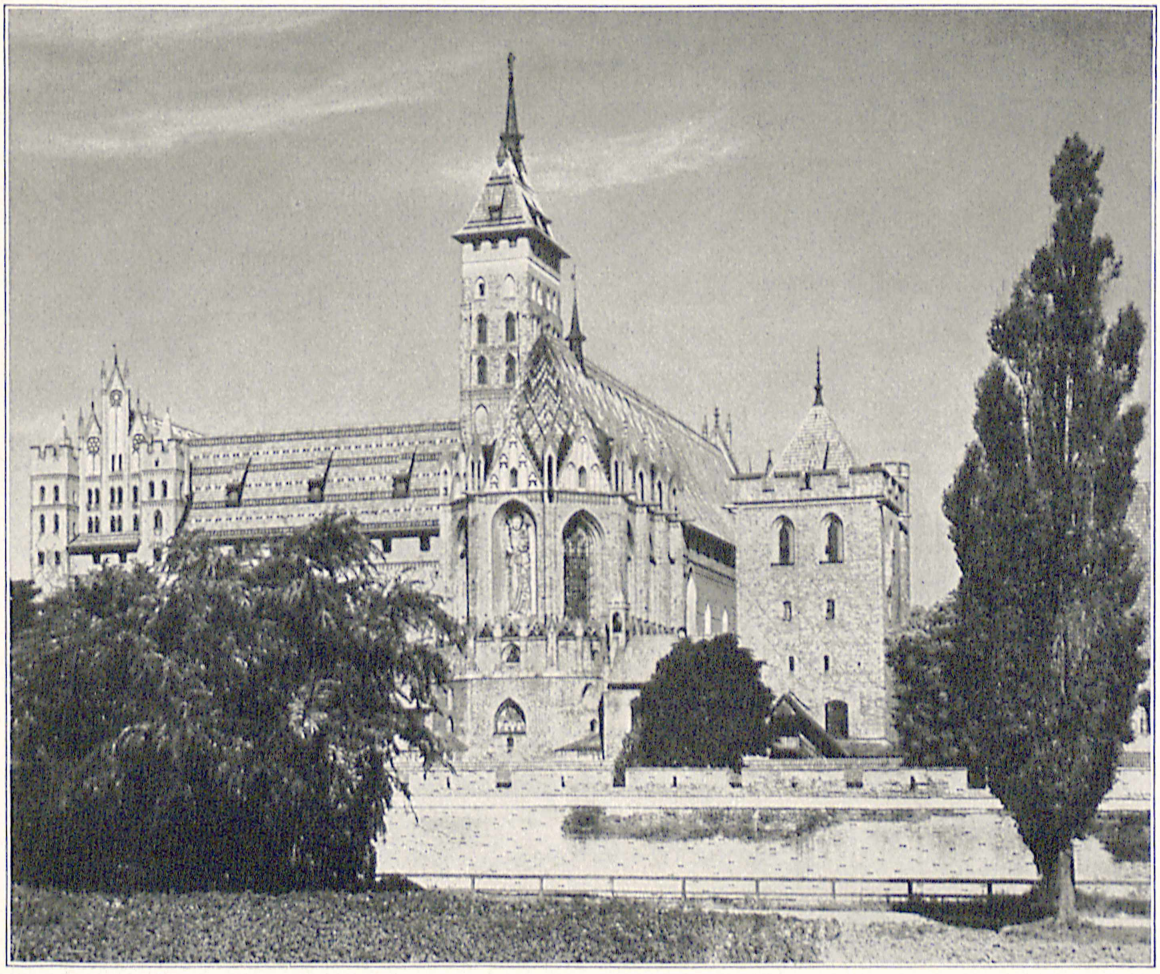
nämlich zwei Verteidigungsgänge übereinander, ein verdeckter und ein offener, welche oben um die ganze Burg liefen.
Die Hochmeisterwohnung jedoch hatte auch in der alten Zeit nur solche ringsumher laufende offene Gänge, in denen namentlich die Hauptverteidigung des vorspringenden Flügels derselben bestand. Hier, über den Gewölbebögen der äußeren Strebepfeiler, war der breite Gang durch eine 10 Fuß hohe und an der Außenseite mit gegliederten Ziegeln und Stuckverzierungen besonders reich geschmückte Brustwehrmauer geschützt. In den beiden Ecken gegen Norden und Westen sprang diese Brustwehr über die Mauer hinaus und bildete, auf gewaltigen Kragsteinen ruhend, in jeder Ecke einen ausgelegten und schön verzierten achteckigen Erker.

So hängt der Baumeister, wenn alles wohlgerichtet, fröhlich eine frische Blumenkrone über den fertigen Bau hinaus. Als Festredner dieses Baues aber wollen wir einen Mann vernehmen, dessen Stimme, obgleich zu früh von uns geschieden, immerdar einen guten Klang behalten wird. Schinkel nämlich, nachdem er im Jahre 1819 Marienburg zum ersten Male gesehen, berichtete an den Staatskanzler Fürsten von Hardenberg:
„Der Eindruck der Wirklichkeit hat nun bei mir den früher nur durch Zeichnungen erhaltenen um vieles übertroffen, und als ich, um mein Urteil bei mir fester zu begründen, diejenigen Werke des Mittelalters in die Erinnerung zurückrief, welche in diese Gattung fallen und die ich selbst in Italien, Deutschland und den Niederlanden gesehen, so mußte ich bekennen, daß bei keinem so wie beim Schlosse Marienburg Einfachheit, Schönheit, Originalität und Konsequenz durchaus harmonisch verbunden sind. Die Schönheit der Verhältnisse, die Kühnheit der Gewölbe in den Remtern, die Originalität und Konsequenz der Fassaden am Hauptgebäude des Mittelschlosses sucht man anderswo überall vergeblich."
Das Volk hat in Marienburg nicht nur mitgebaut, sondern auch sich selber daran erbaut. Nicht etwa bloß sogenannte Kenner oder vorwitzige Touristen füllen die aufgeschlagenen Fremdenbücher mit ihren Exklamationen. Ein buntes Wallfahrten den ganzen Sommer hindurch führt Preußen, die früher nichts voneinander gewußt, aus allen Gegenden des Landes in den Remtern zusammen, und zwar nicht zu jenem faden Sommervergnügen, das mit Karussells, Feuerwerken und sonstigen Grillen eines verschmitzten Restaurateurs alljährlich launenhaft die Moden wechselt. Es ist die geheimnisvolle, ideale Übermacht, die dort plötzlich aus der fruchtbarlangweiligen Fläche alltäglichen Wohlbehagens gedankenreich wieder emporgestiegen. Es ist die gesunde, kräftige und in ihrer Einfachheit Allen klare Schönheit der Formen, in welche das Volk unbewußt und zu innerem Frommen sich allmählich hineingelebt, wie ja überall jene Geschlechter die schönsten und kunstsinnigsten sind, die in großer Gebirgsnatur oder auf ihren mit Kunstdenkmalen geschmückten Plätzen täglich mit den Göttern verkehren. Es ist endlich der deutsche Sinn und Geist, der wie ein frischer Waldhauch durch diese Säle weht und die auf die Vorhut gestellten Preußen mit ihren Stammgenossen im Westen fortdauernd verbrüdert, die stete, durch den ganzen Bau und seine Geschichte hindurchgehende Weisung auf das

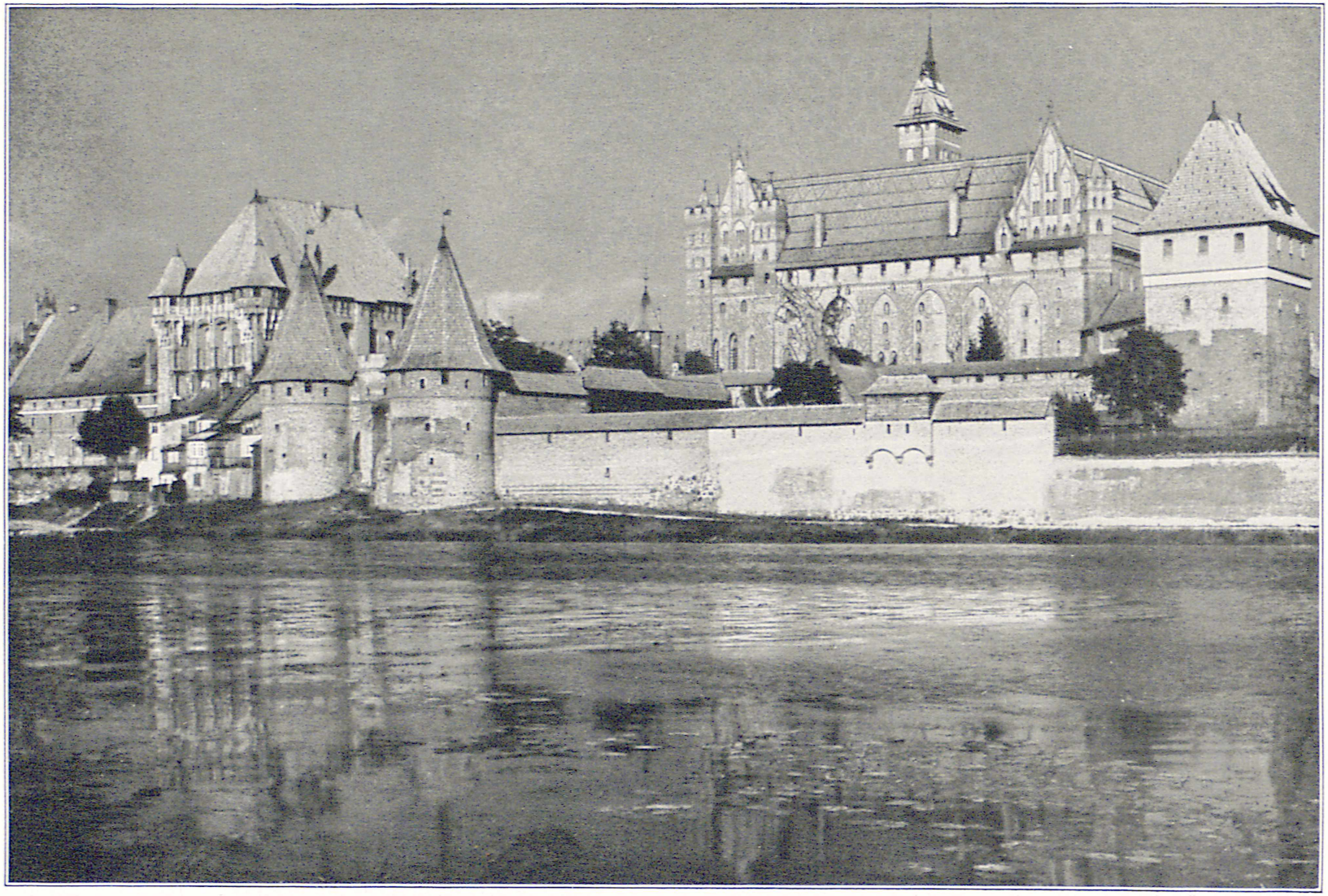
Kreuz, unter dem das Volk schon einmal für König und Vaterland gestritten und gesiegt.
Auch war sein König der Erste, der diese Bedeutung des Baues faßte und hochsinnig ins Leben gerufen hat. Schon am 20. Juni 1822, als sich alles eben erst werdend gestaltete, versammelte er, damals noch Kronprinz, viele edle Preußen *im Sommer*-Remter um sich zu einem festlichen Ehrentisch, nach dreihundertundsechzig Jahren wieder dem ersten, den ein deutscher Fürst in diesem Saale gegeben. Da weckte Trompetenklang von der Empore manche große Erinnerung, die hier verkannt und verschüttet seit Jahrhunderten geschlummert, da leuchtete ringsumher die sonnenhelle Landschaft durch die hohen, wieder freigewordenen Fenster herauf, im Hofe wimmelte es wieder bunt und jauchzend, wie in Meister Winrichs großen Tagen. Wir aber wüßten unser Büchlein nicht schöner zu schließen als mit den wahrhaft königlichen Worten dieses Spruchs:

„Alles Gute und Würdige erstehe wie dieser Bau!"

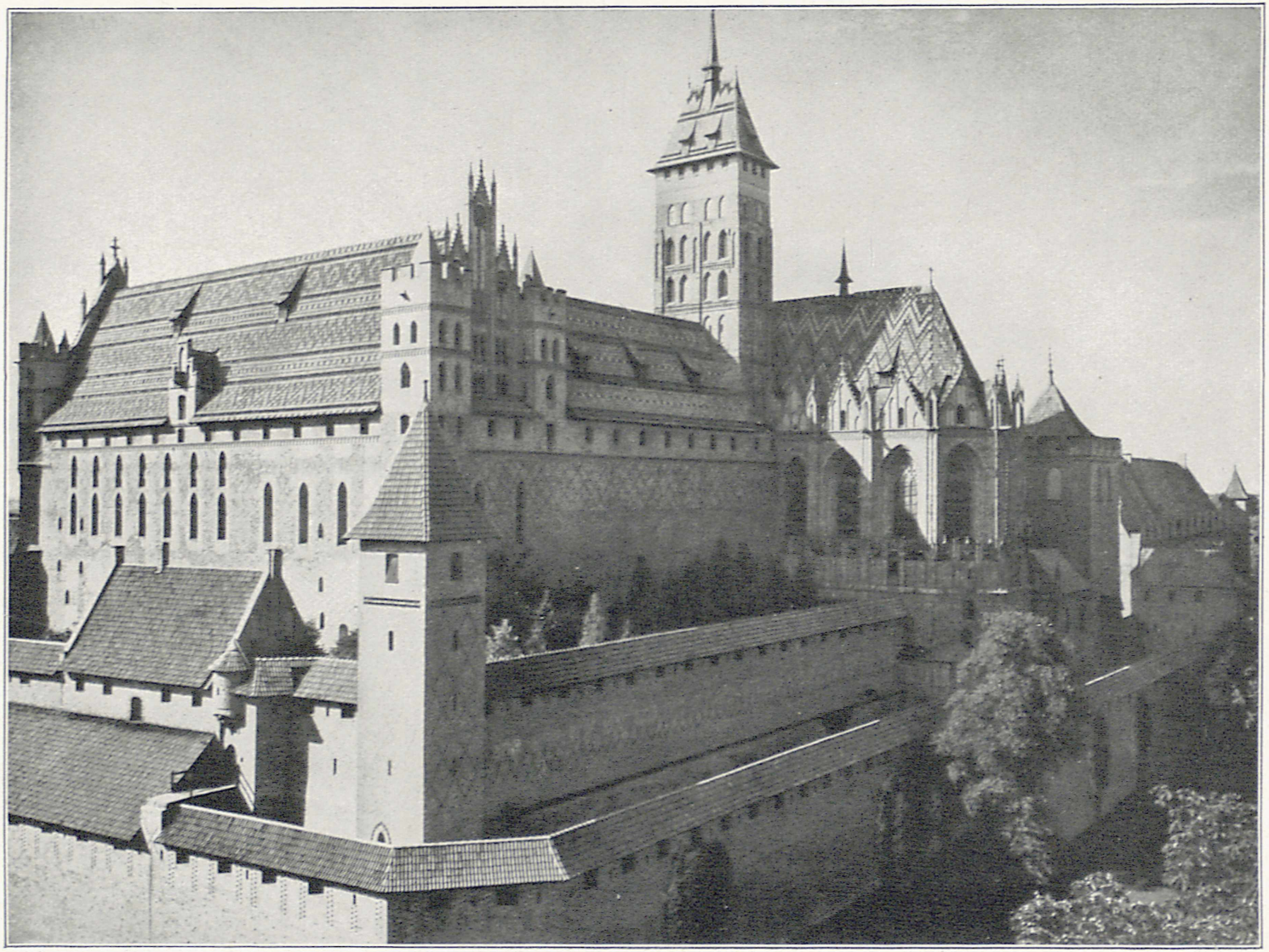
Der Text ist eine auf das Wesentliche beschränkte Auswahl aus der 1844 erschienenen Denkschrift von Joseph Freiherr von Eichendorff „Die Wiederherstellung des Schlosses der deutschen Ordensritter zu Marienburg". Die wenigen durch die Kürzungen unvermeidlichen Zusätze und Zwischenworte sind durch Kursivdruck kenntlich gemacht. — Nicht alle geschichtlichen Auffassungen Eichendorffs — wie z. B. sein Bild von den Niedergangs-Ursachen des Ordens oder seine Zeichnung des bedeutenden Hochmeisters Konrad von Jungingen — haben der neuen historischen Forschung standhalten können. Dieser gekürzte Neudruck der Eichendorffschen Denkschrift ist aber durch die Schönheit der geschichtlichen Erzählung und die Großartigkeit gerechtfertigt, mit welcher der Dichter das Ordensbauwerk beschreibt, besingt und deutet.
Nachzutragen ist lediglich, daß den ersten, 1838 beendeten Wiederherstellungsarbeiten ein zweiter Bauabschnitt folgte, der — in den Jahren 1882–1922 von Conrad Steinbrecht vorbildlich geleitet — im Mittelschloß noch allerlei ältere Verunstaltungen entfernte, vor allem aber dem Hochschloß seine heutige Gestalt gab und auch die Außenwerke teilweise wieder erstehen ließ.



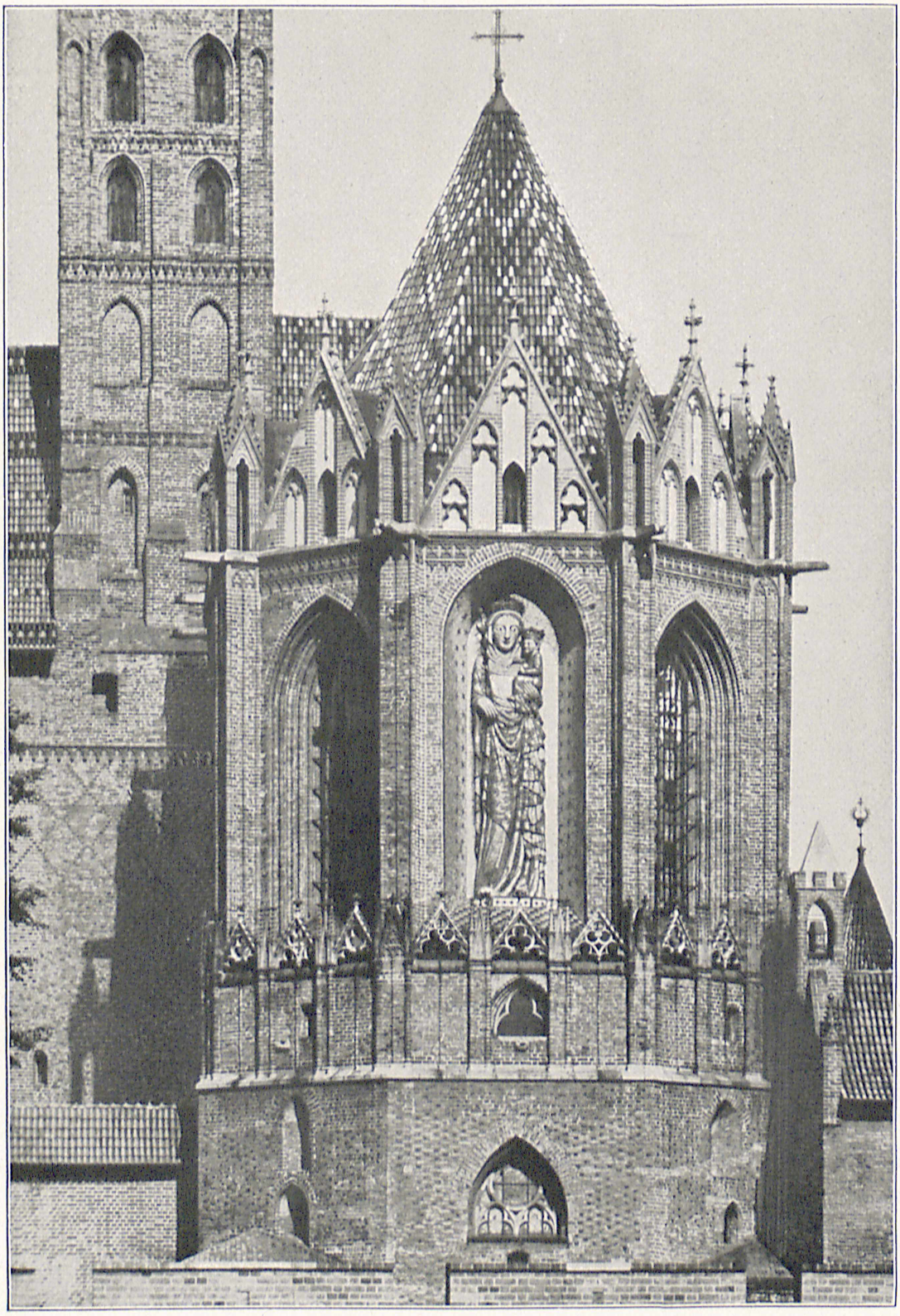
Hochschloß und Pfaffenturm, Landseite



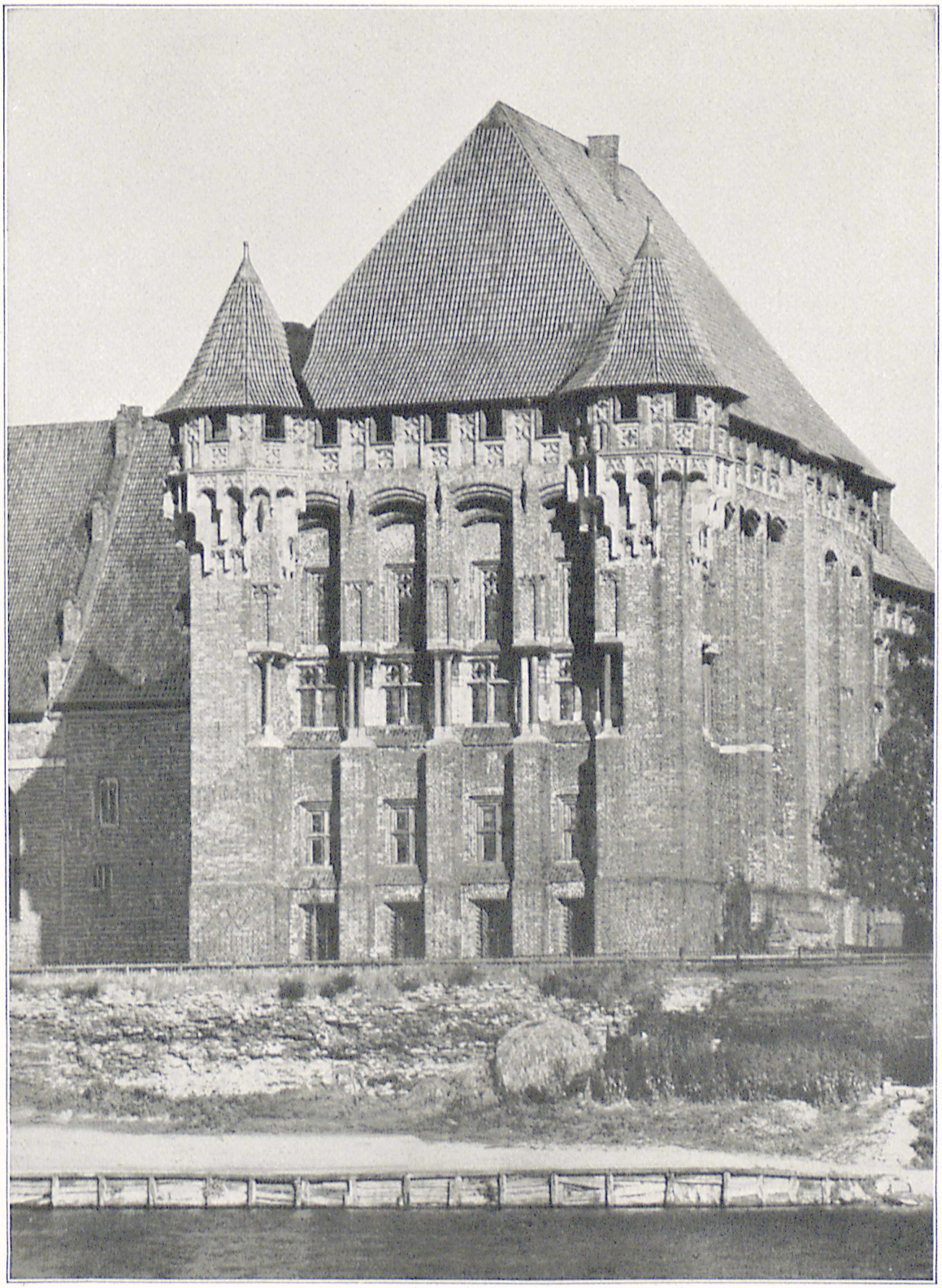
Ansicht vom linken Nogatufer



Ansicht von Südosten

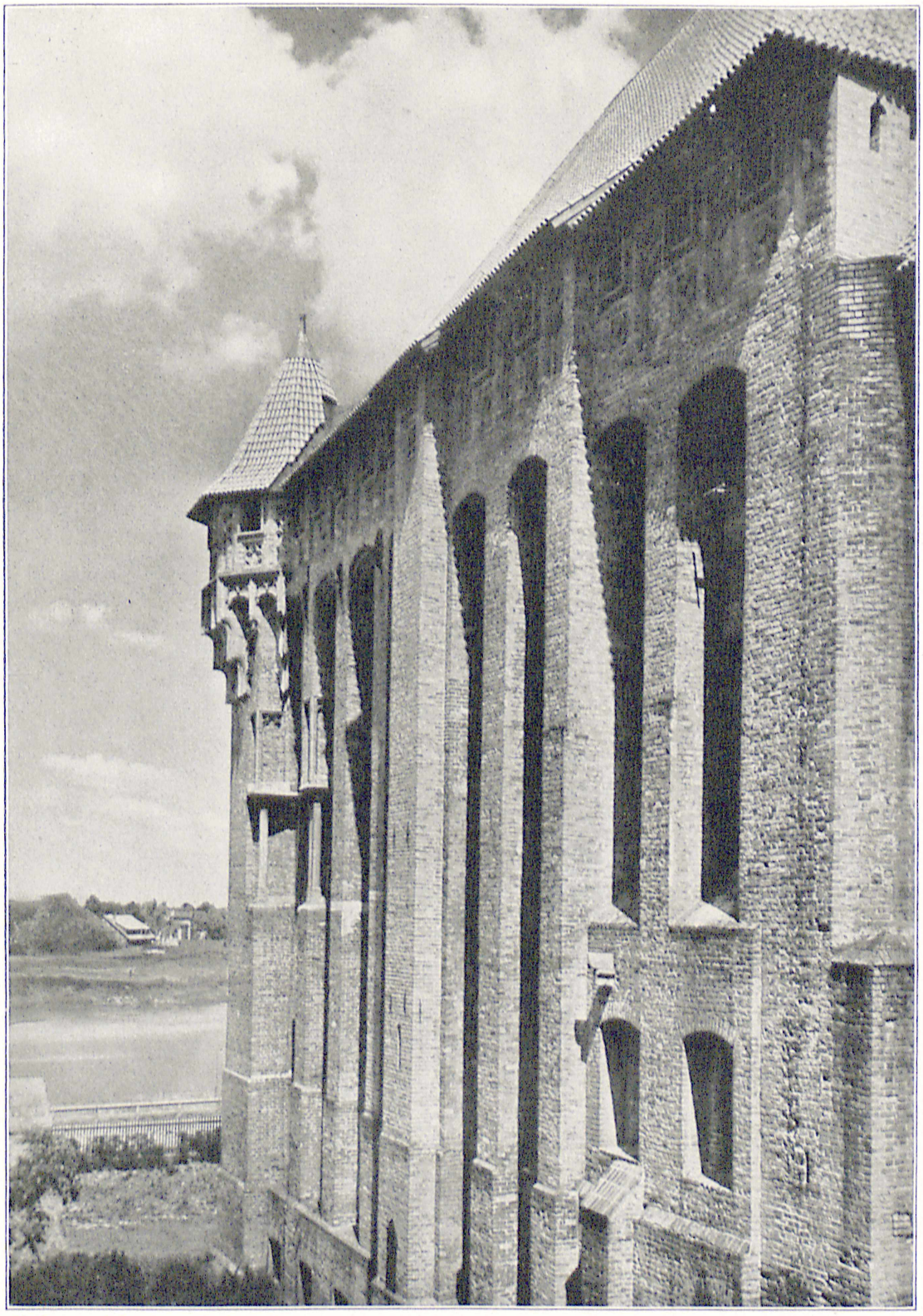


Chorseite der Schloßkapelle

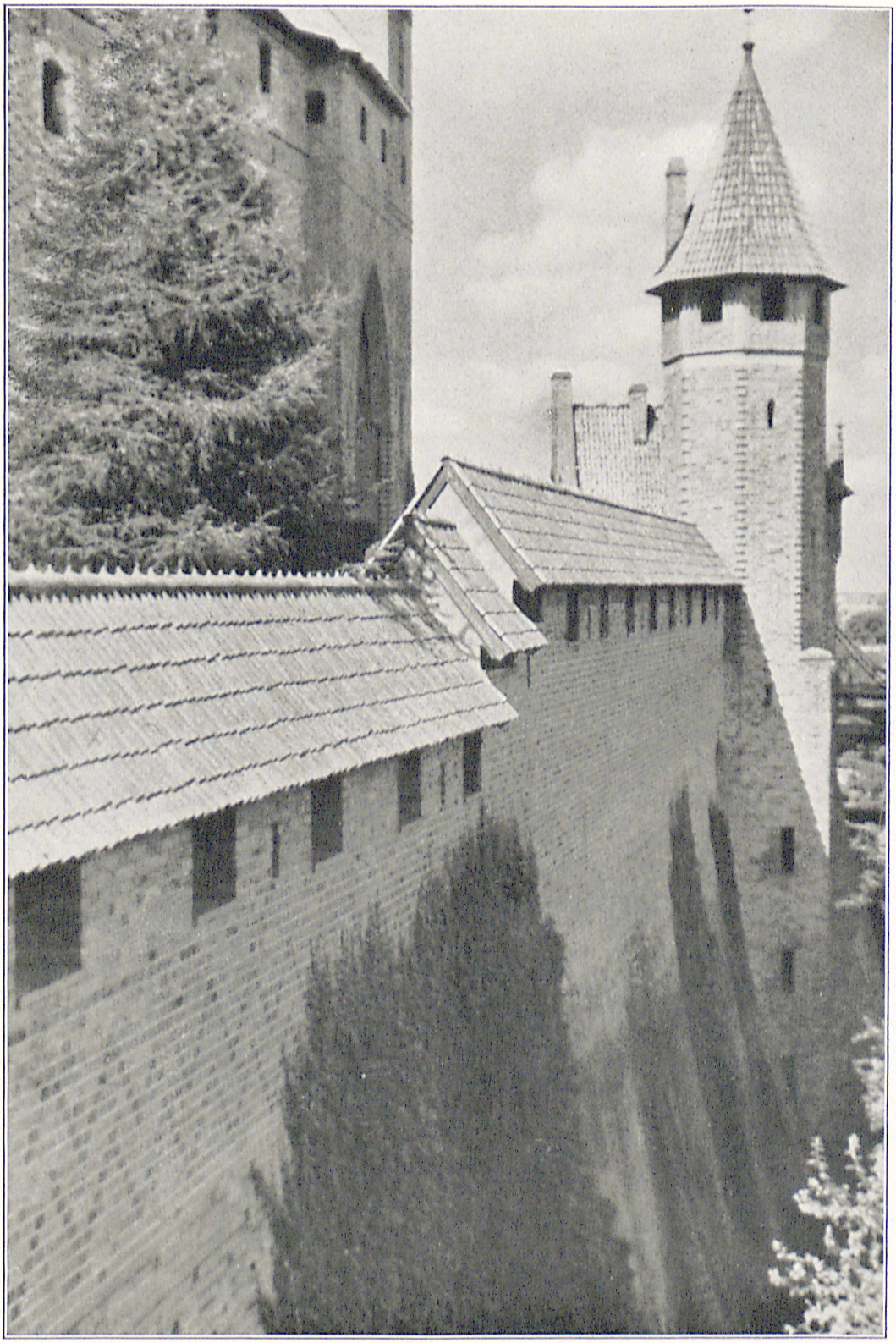


Hochmeisterpalast

Giebel der Firmarie. Mittelschloß

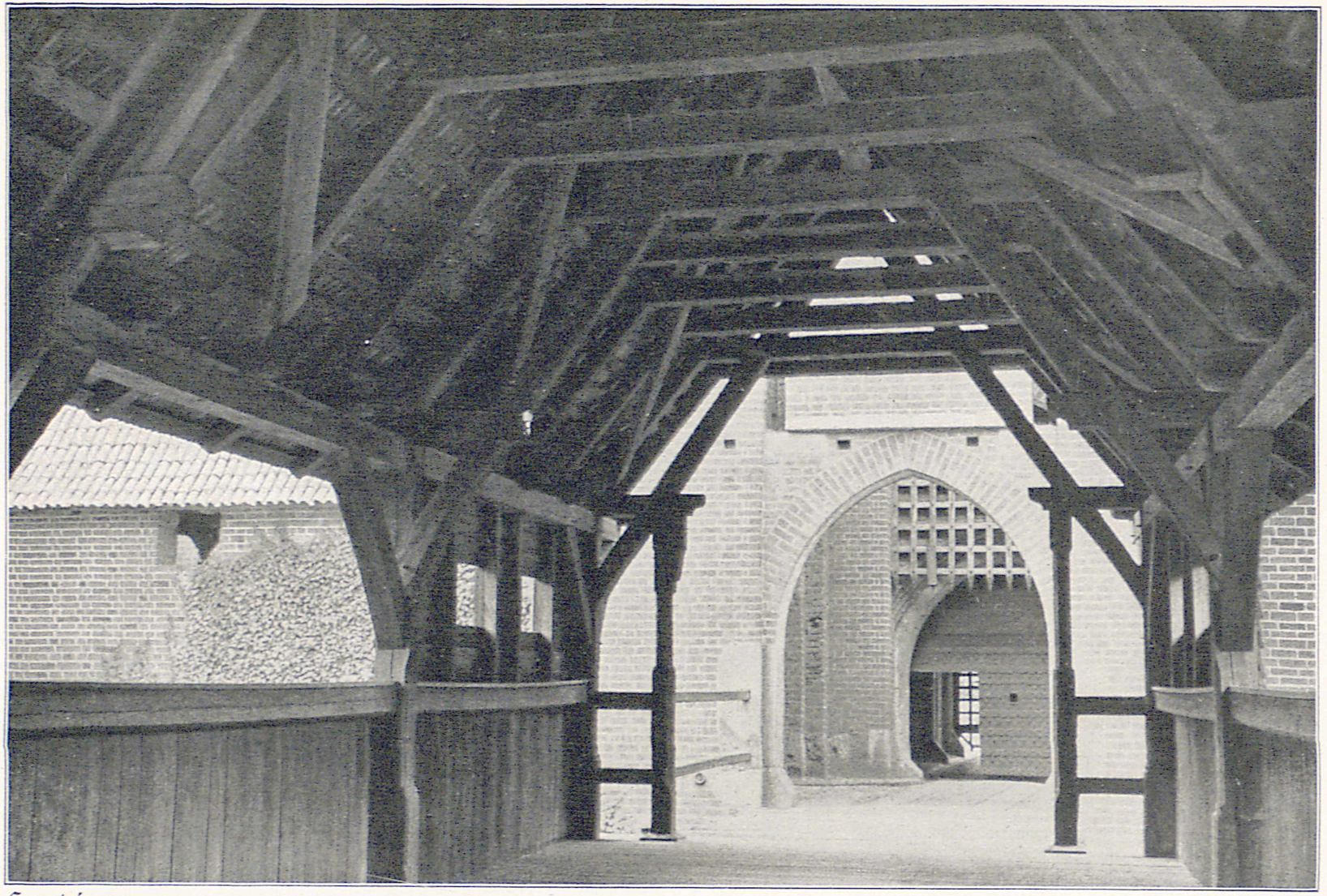


Seitenansicht des Hochmeisterpalastes



Wehrgänge

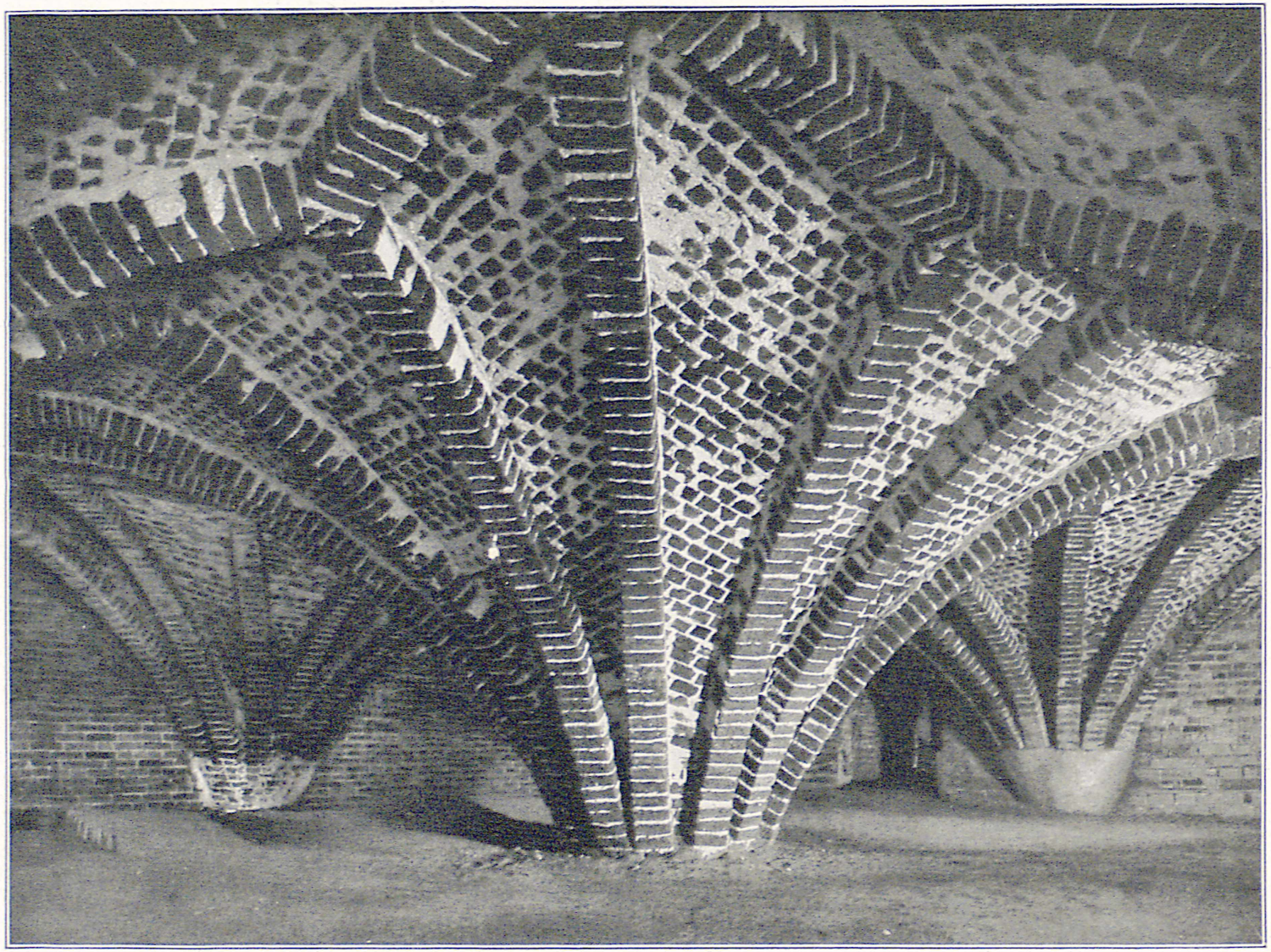
Wehrgänge und Dansker



Haupteingang

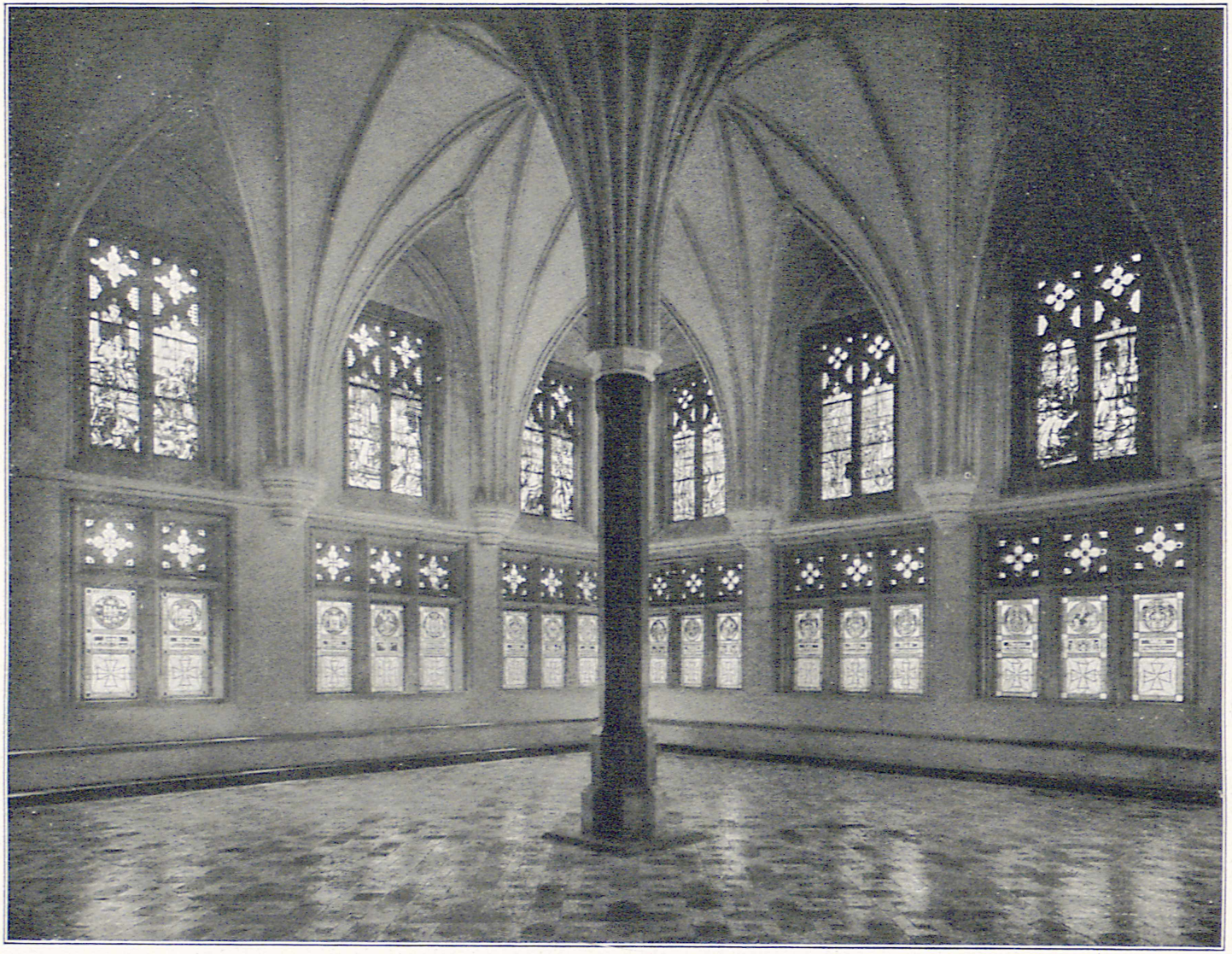
Staatliche Bibliothek, Berlin

Staatliche Bibliothek, Berlin

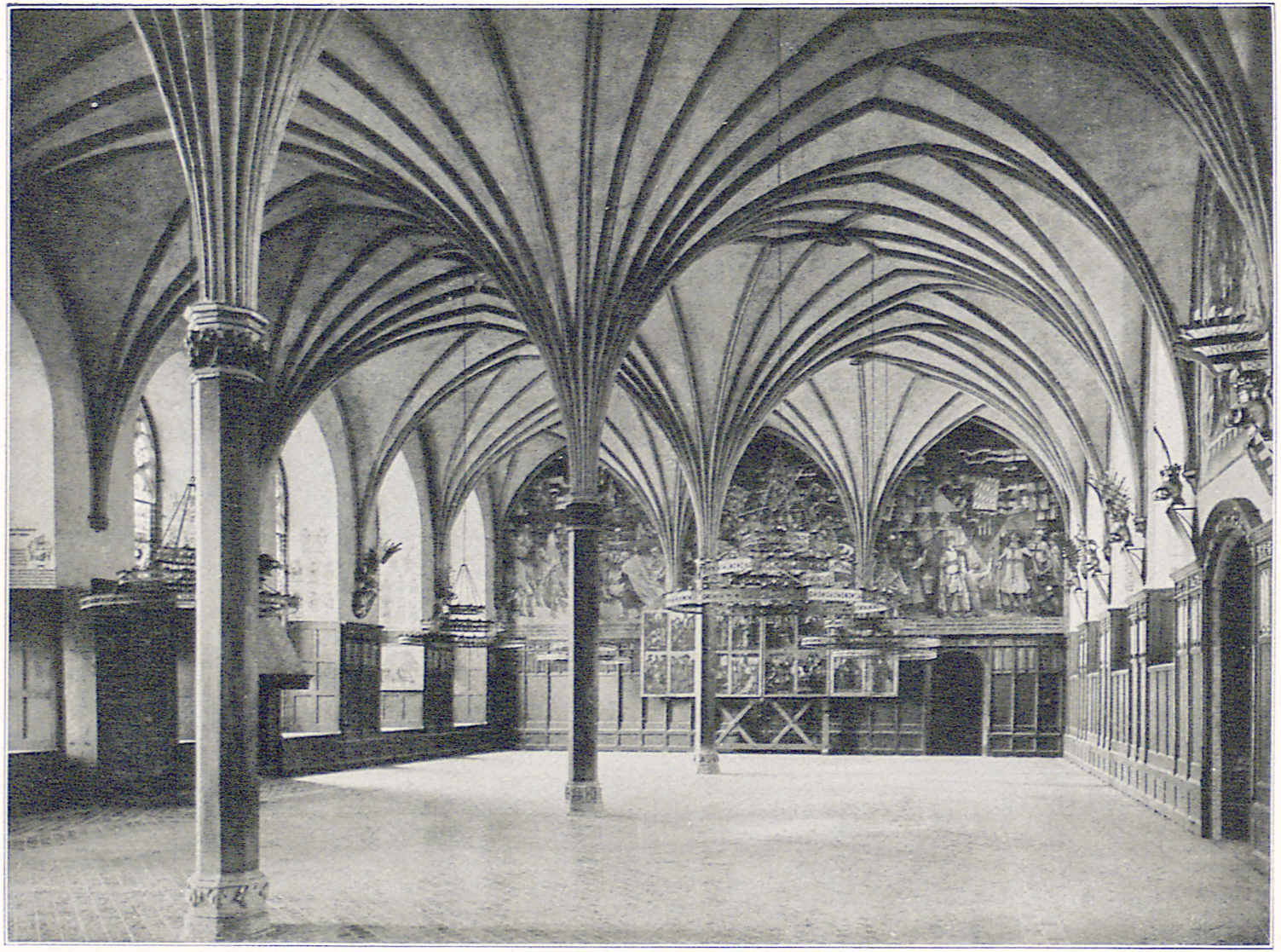


Kellergewölbe unter Meisters Großem Remter

Staatliche Bildstelle, Berlin



Sommerremter im Hochmeisterpalast

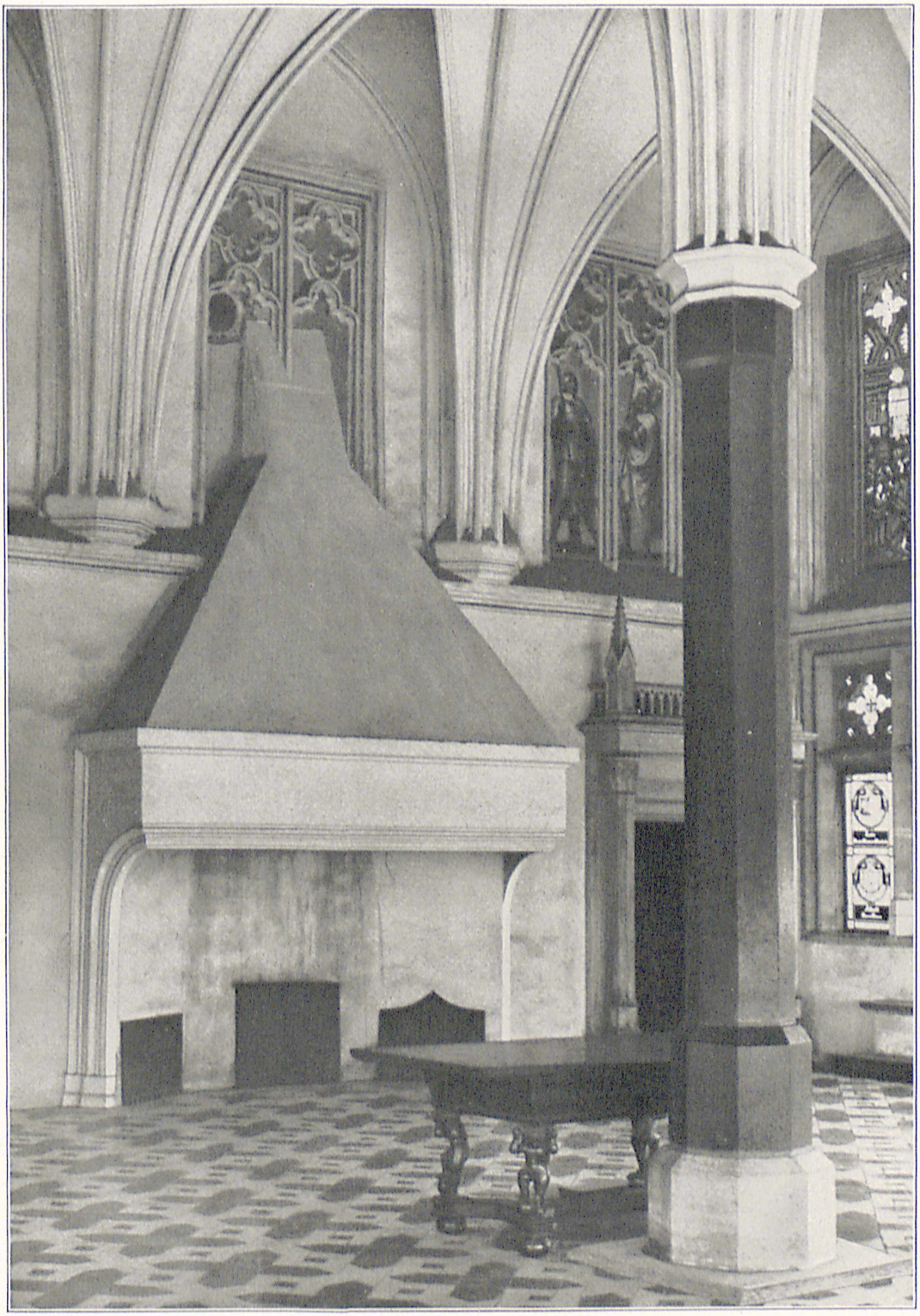


Meiſters Großer Remter

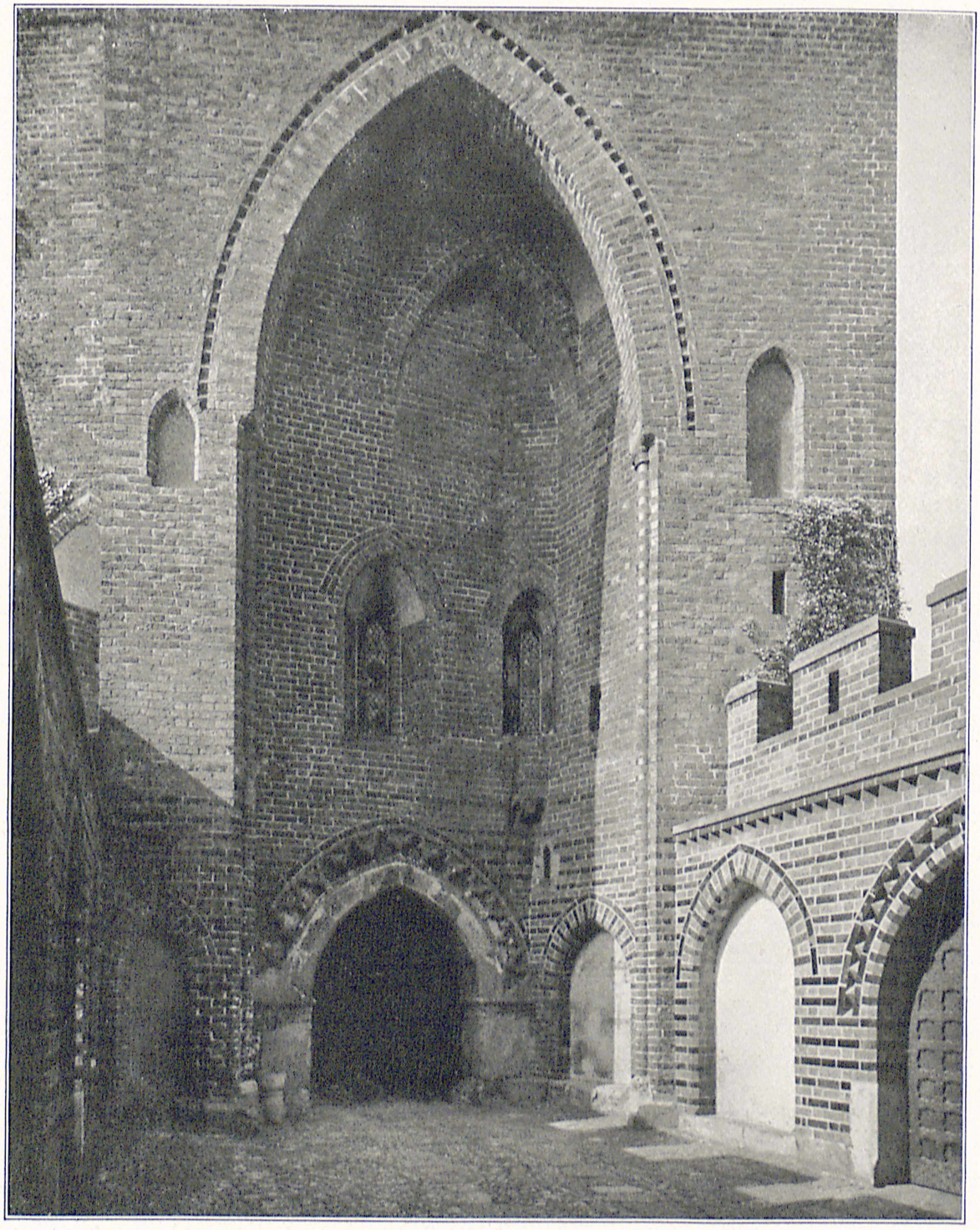
Großer Flur zum Sommerremter im Hochmeisterpalast

Gewölbedecke im Großen Remter

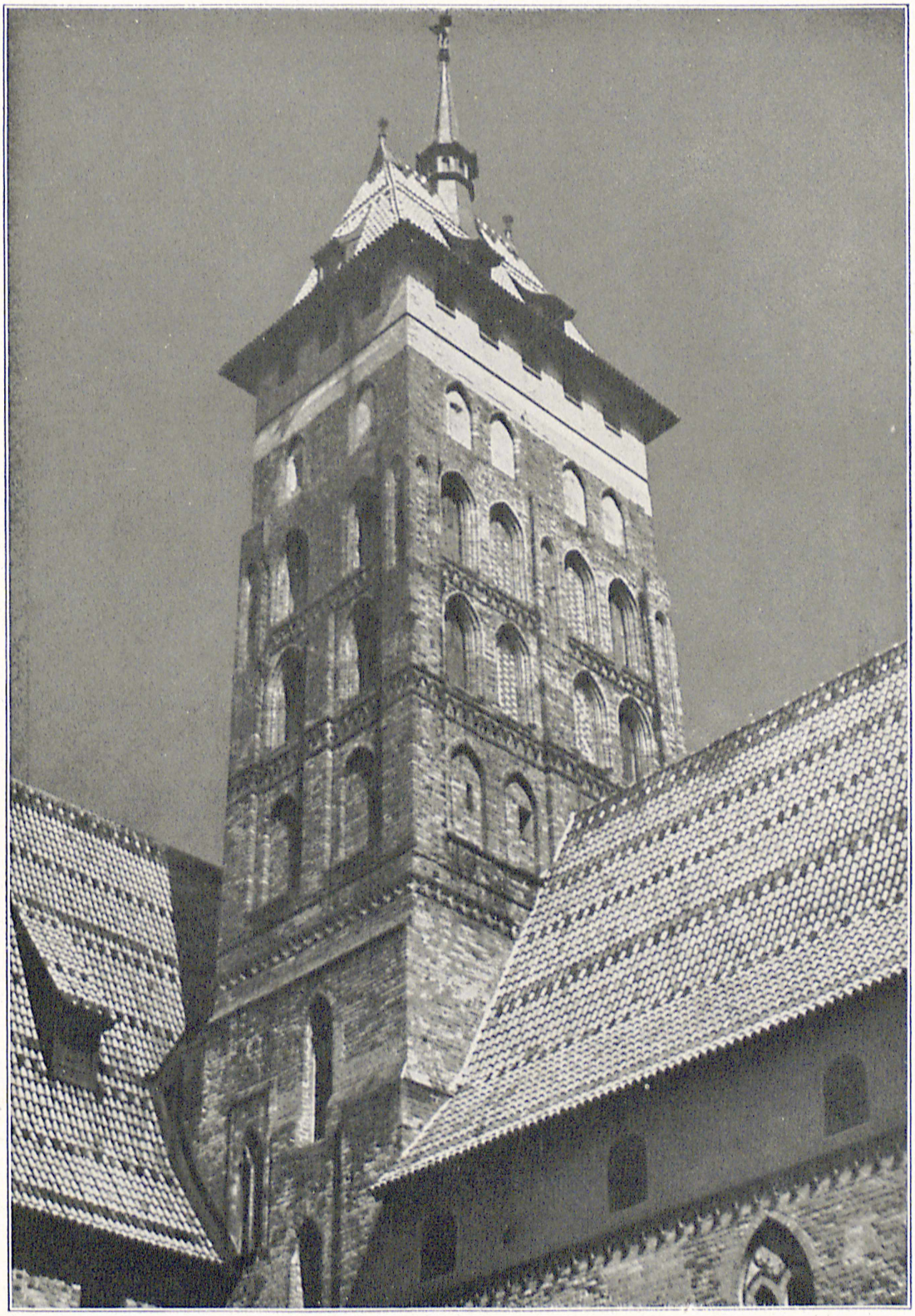
Winterremter des Hochmeisterpalastes



Kamin im Sommerremter



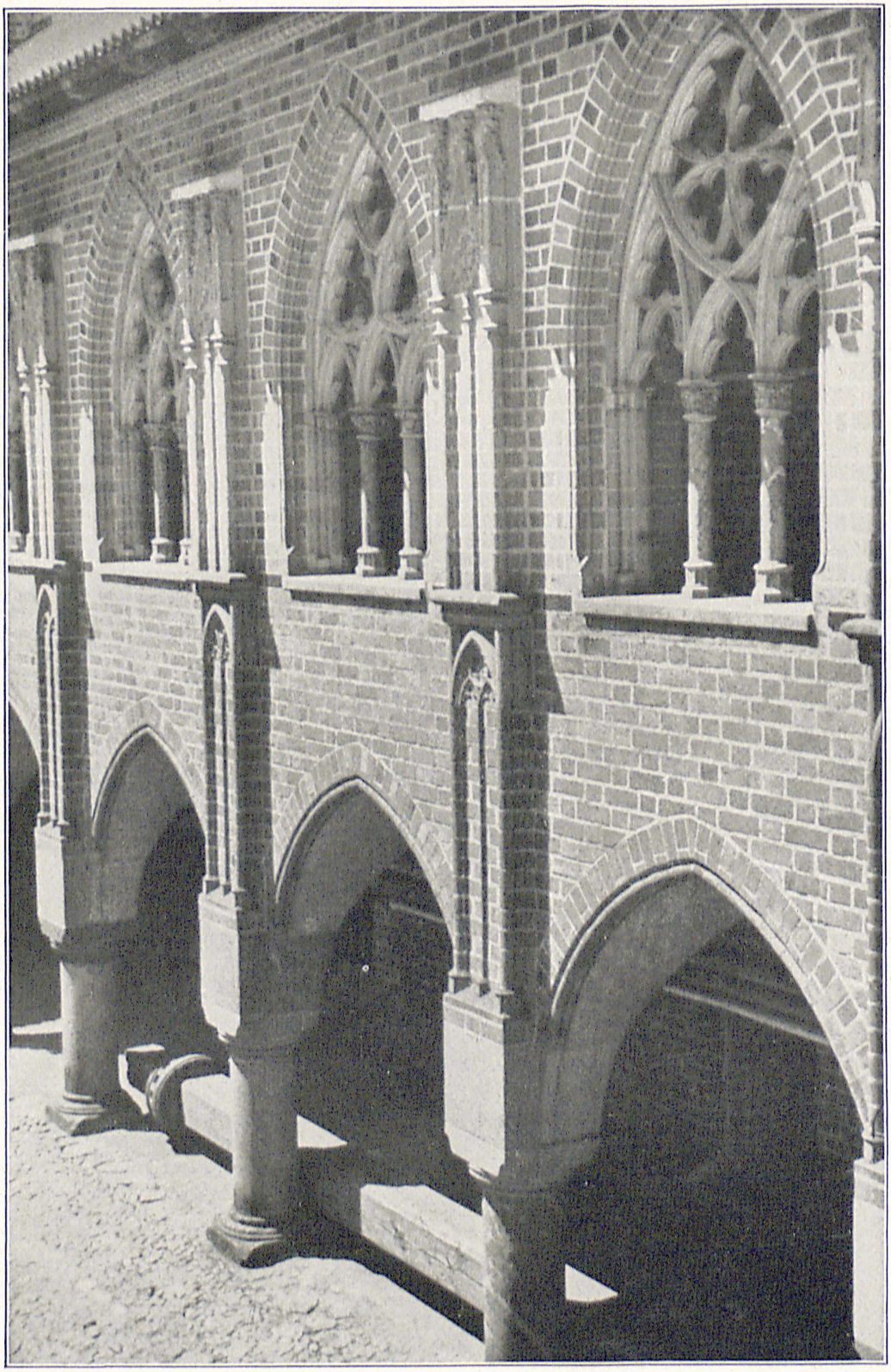
Große Tornische am Hochschloß



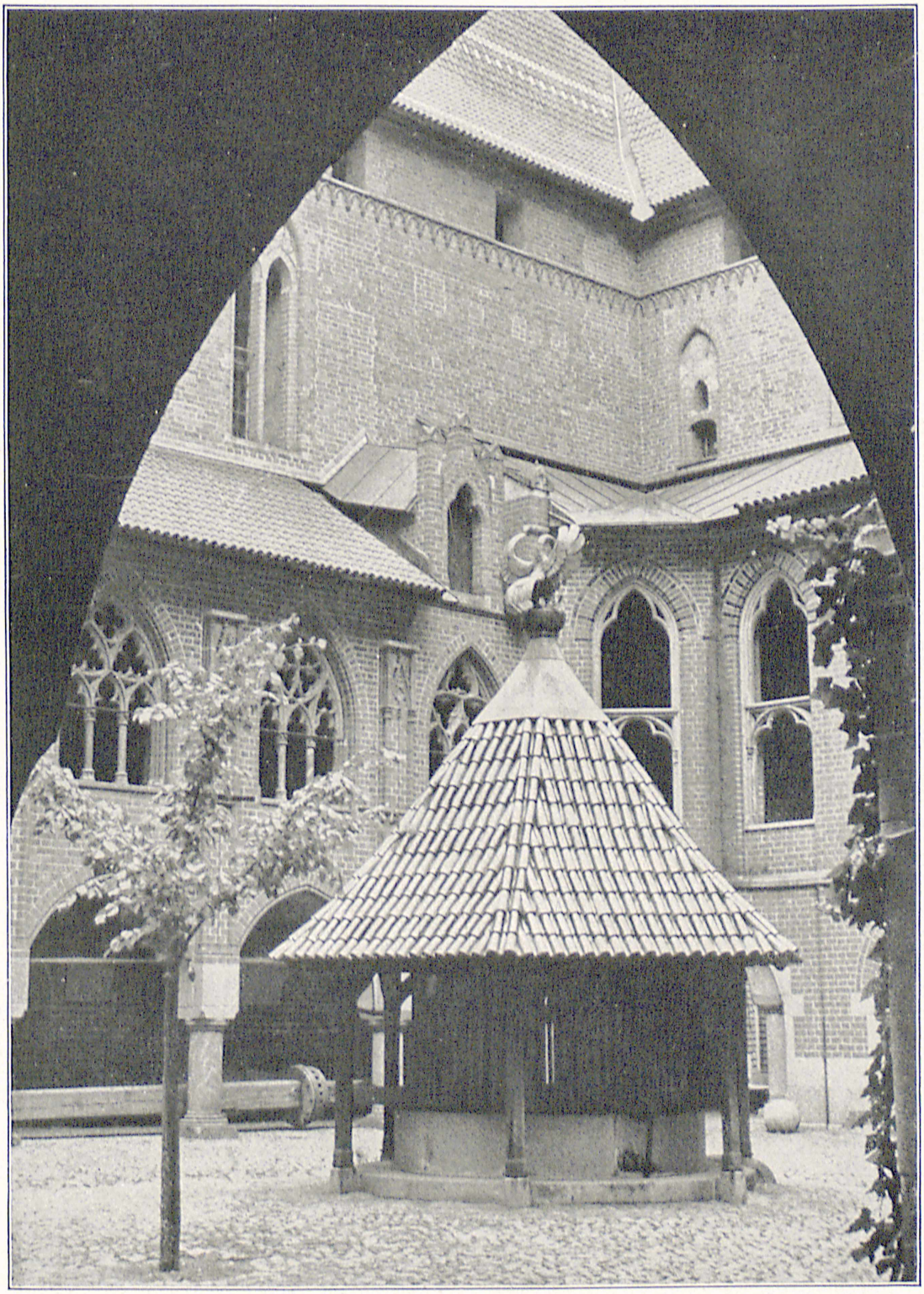
Der Turm des Hochschlosses

Eingang zum Hochschloß vom Innenhof gesehen

Kreuzgang des Hochschlosses



Kreuzgang des Hochschlosses



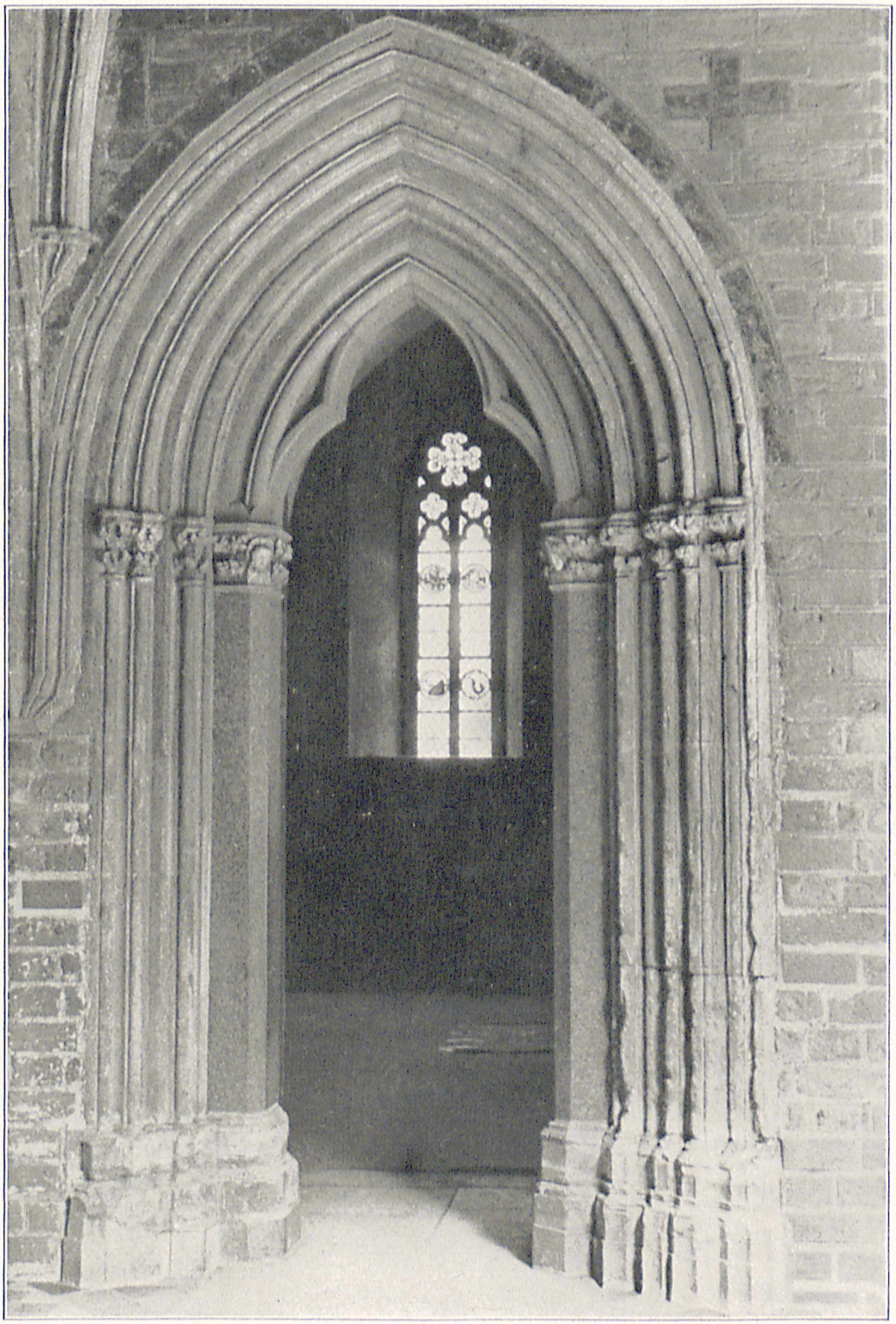
Innenhof des Hochschlosses mit Brunnen

Kreuzgang im Hochschloß

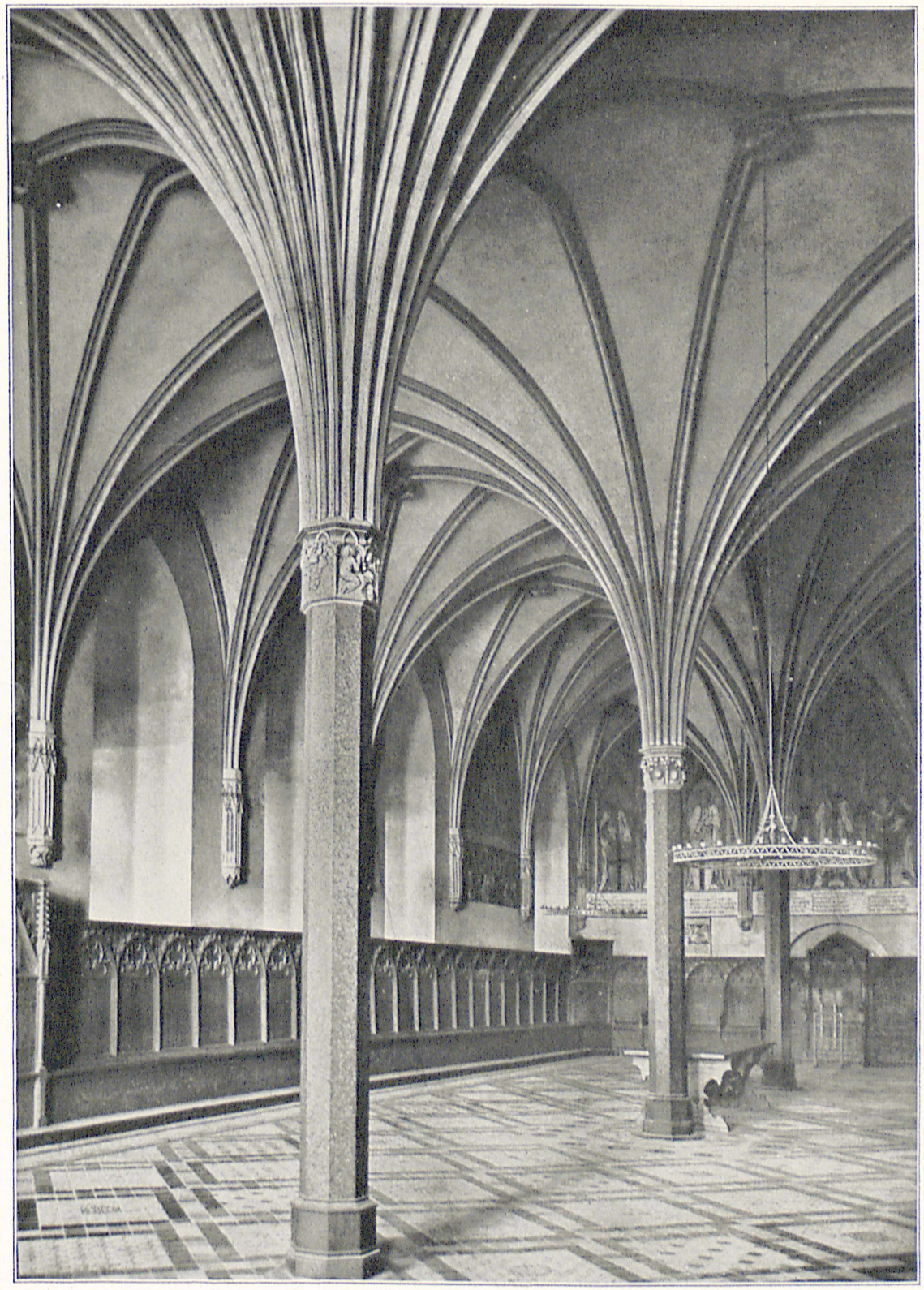
Fenster im Kreuzgang mit Blick in den Innenhof des Hochschlosses

Kreuzgang

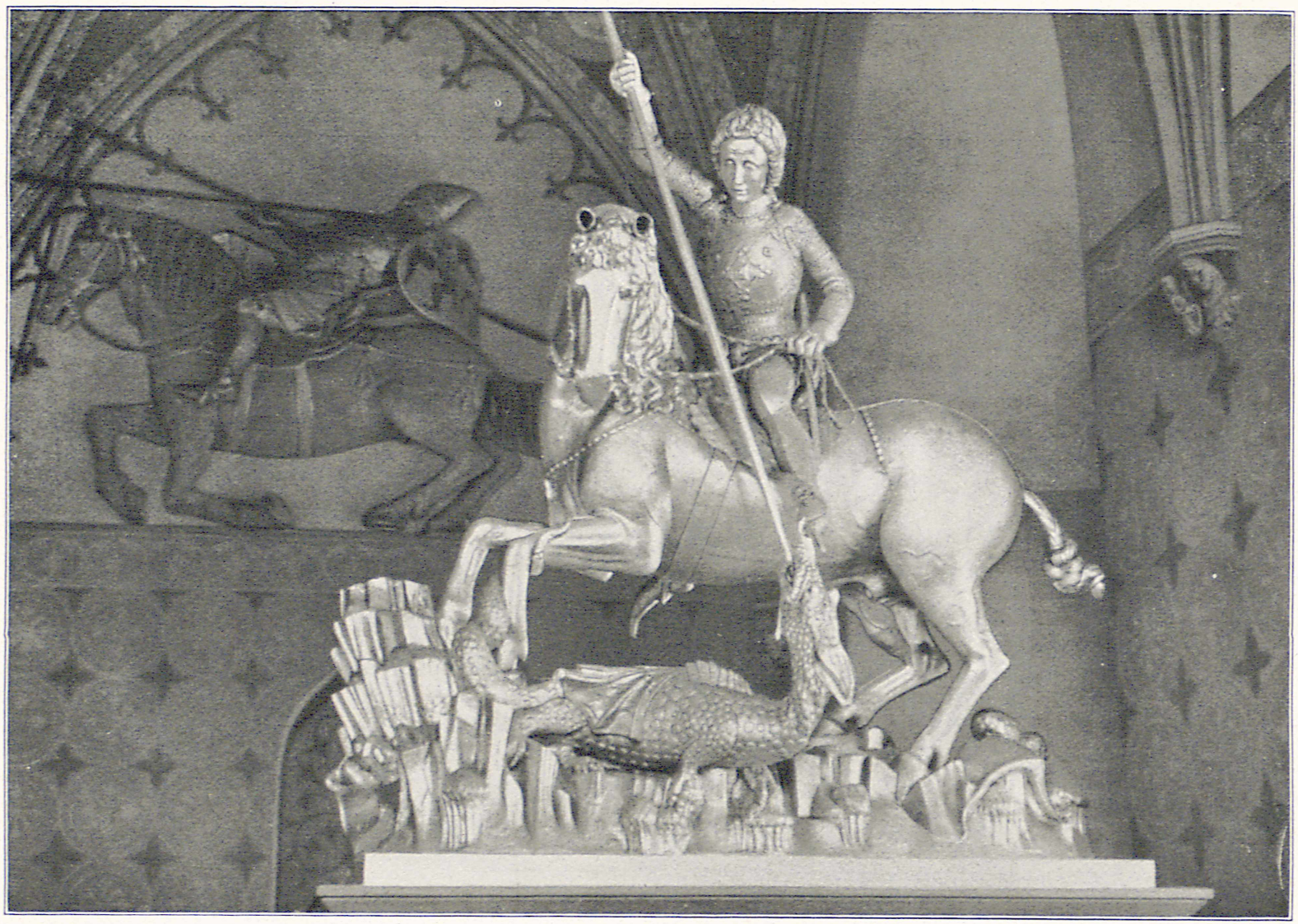
Konventsremter im Hochschloß



Eingang zum Kapitelsaal



Kapitelsaal im Hochschloß



St. Georg

Graudenzer Altar in der Lorenzkapelle

Das Brücktor

Offizin Haag-Drugulin, Leipzig

DER
EISERNE
HAMMER
DAS GUTE FÜR ALLE

Der Eiserne Hammer

Das Gute für Alle

„Für Alle", das heißt für den Gelehrten und den Ungelehrten, den Armen und den Reichen, den Hand-Werker und den Geist-Werker.

„Für Alle", das heißt: Schätze feilbieten aus einem Reichtum, der allen gehört, schöpfen aus einem Strom, der durch alle Herzen fließt. * Oder auch dem praktischen Leben heutiger Menschen dort zu dienen suchen, wo es seine für alle gemeinsamen Grundlagen hat.

Die Ausstattung genügt höheren Ansprüchen. Der Preis ist auch bei sehr kleinen Mitteln erschwinglich. Der Werktätige wird vom Ertrage seiner Arbeitswoche nur wenig opfern, um ein Bändchen zu erstehen. Der Begüterte wird – sofern er seiner Güter wert ist – gern auch zum Weitergeben an andere erwerben. Kulturämter, Verbände, Vereine, Jugendämter, Schulen werden die Sammlung nicht übersehen.

Auch als Kleingeschenke, die länger erfreuen sollen als Blumen und Süßigkeiten, ferner als schmückende Zugabe zu nützlich-prosaischen Geschenken empfehlen sich diese kleinen Bücher wohl bestens.

Jährlich erscheinen nur einige wenige, mit strengster Sorgfalt vorbereitete, neue Bändchen. Grundsätzliche Ablehnung jeder Schnell-Erzeugung!

11. 3. 41. He. M/0683

~~1299~~
10 nv
~~17/5~~
32/4

Die Marienburg